XXVII. Jahrg. Berlin, den 9. November 1918 Nr. 5



Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Seite
Kaiserkrisis 101

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 8,50 Mark, die einzelne Nummer 80 Pf.



BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1918



Berlin, den 9. November 1918

Kaiserkrisis

Jedes Herz, dessen Schlag vom Morgendämmern großen Erlebnisses nicht zu verschüchtern ist, grüßt mit den Wünschen brüderlichen Hoffens die frei gewordenen Völker Oesterreichs und Ungarns. Die haben ihre Sache gut geführt. Die „Schmach" der Kapitulation, der Ergebung in Gnade und Ungnade des Feindes haben sie der k. k., der k. und k. Regirung aufgebürdet, deren niederträchtige Tücke durch das Handeln gegen Serbien, deren dick verstaubte Unzulänglichkeit durch alles seitdem Geschehene (Mobilisirung, Kriegsführung, Korruption, Hungersnöthe) jedem nicht völlig Blinden erwiesen ist. Diesen längst rundum zerbeulten und stinkig gewordenen Zwillingapparat hat, sammt der ihm anhaftenden Schmach, ein Höllentrichter verschlungen. Das sahen die Völker jauchzend. Czechen, Deutsche, Italer, Kroaten, Magyaren, Polen, Serben, Slowaken, Slowenen, Walachen. Alle nicht von der Sorge um die Sicherheit ihres Geldschrankes bis an den Wesensrand bebenden Menschen. Und danach ist jedes Volk rüstig an die Arbeit gegangen, nach Bedürfniß und Willen seinem Leben Gestalt, seiner Zukunft feste Wurzeln zu schaffen. Die Bedingungen, die den Waffenstillstand erkauften, sind furchtbar hart? Darüber darf die Staatsmacht nicht klagen, die in das auf ihren Antrag neutralisirte, nicht der winzigsten Neutralitätverletzun schuldige Belgien einbrach und einundfünfzig Monate lang

wie im Land eines ruchloser Gräuel überführten Feindes drin hauste. Nach halbjährigem Feldzug forderte, im Januar 1871, Bismarck in Versailles von einer Regirung, die für den Kriegsausbruch nicht verantwortlich war: die Uebergabe aller Forts und das Recht zu Besetzung der ganzen äußeren Vertheidigunglinie von Paris, das in den ersten zwei Wochen des Waffenstillstandes zweihundert Millionen Francs, als Kriegstribut, zahlen mußte; die Gefangenschaft und Entwaffnung der gesammten Besatzungmannschaft (bis auf die zur Wahrung des Bürgerfriedens unentbehrlichen zwölftausend Mann); die Auslieferung aller Laffeten von den Wallgeschützen. So waren in einem überwältigten, wehrlosen Reich die Bedinge des Waffenstillstandes. In Oesterreich und Ungarn drückt die Härte höchstens den k. k. Kadaver. Die Völker werden nicht stöhnen, wenn Amerikaner, Belgier, Briten, Franzosen, Italer einmarschiren; die meisten werden jubeln. Sie verlieren nichts. Sie gewinnen das kaum noch erträumte Glück, auf dem nationalen, durch Eroberung ihren Vätern geraubten, durch Heirathschacher oder sonstwie durch List dem Erzhaus Habsburg-Lothringen zugeschmuggelten Boden ihrem Schicksal selbst den Weg zu bahnen, der auferstandenen Volkheit das wohnliche Haus, von der Grundmauer bis auf den Dachfirst, zu bauen. Nirgends wird dieses Werk leicht werden. Doch Freiheit ist Kraft; und niemals wird als unerträglich schwer empfunden, was in Freiheit geschieht. Die Völker Oesterreichs und Ungarns werden, früh oder spät, sich in Gruppen, in lockere oder straffe Gemeinschaft bündeln. Ihnen hat der Kriegsgraus die Möglichkeit freien Aufstieges in Menschheithelle beschert. Was hatte bisher sie gehemmt, in tausend Knebel gekettet, ihrem Wesen fremdem, ihrer Hoffnung feindlichem Staatszweck verfrondet? Die Hausmachtgier einer häßlich greisenden Dynastie. Deren letztes Haupt, der junge Karl, hat vom ersten Regirungtag an den Wahnsinn dieses Krieges zu enden getrachtet, die einzige Gelegenheit aber, dem vom Taumel der Eintagssiege trunkenen Genossen das Ende abzutrotzen, an der Hand des eitlen Schwätzers Czernin, des Reichsschänders, verpaßt: und büßt, als Erbe, nun für Säumniß

und Frevel der Ahnen. Ohne die unverzeihlichen Friedensverträge von Brest und Bukarest wäre er zu retten gewesen; oder schuldlos gefallen. Horchet der dröhnenden Warnung! Ehe sie verhallt und die letzte freiem Entschluß noch offene Stunde schmählich verzaudert ist. Das dunkelste Jahr deutscher Geschichte ging, seit ich in den schimpflichen Zustand, in den der vergottete Militarismus das deutsche Volk geknechtet hatte, die Andeutung schickte, würdiger Friede sei heute noch zu erlangen, wenn von Hamburg bis Triest freie Volksstaaten ihn heischten. Jetzt gesteht der Kanzler des Deutschen Reiches: „Die Politik der militärischen und konservativen Führer hat Schiffbruch gelitten." Will er aus diesem tapferen Wort nicht den letzten Schluß ziehen, aus dem tapfere That wird? Dann weht ihn der Volkszorn, des Südwindes Sengflamme morgen vom Sitz. Die Reichsverfassung lehrt, wer für die „militärische Führung", für Erkärung und Führung des Krieges, für den Schiffbruch in der Gewissenswelt verantwortlich ist. Monarchie im alten Wortsinn kann, darf, wird die Sintfluth nicht überdauern.

Die Zumuthung, vor dem Sterblichen auf dem römischen Apostelsitz sich zu beugen, hat mit unwiderstehlicher Wucht zuerst Otto der Große abgewehrt, als er Johann den Zwölften der Unzucht und Simonie, des Meineids und Tempelraubes anklagen und von Petri Stuhl stoßen ließ und obendrein die Römer durch Eidschwur verpflichtete, nie wieder ohne seine Zustimmung einen Papst zu wählen. Der Gewaltige, der Leo dem Achten, dem Mann seines Vertrauens, mit eiserner Faust wieder den Weg auf die Sella gebahnt, den Gegenpapst Benedikt aus Rom in den deutschen Norden geschleppt und den diesem Usurpator anhangenden Stadtpräfekten mit den Haaren ans Reiterdenkmal des Marcus Aurelius geknüpft, auf einem Esel nackt durch die Tiberstadt gepeitscht und dann aus deren Mauern verbannt hatte, war Herr auch über Rom; war nun jedem Papst überthan. Von Gottes Gnaden. Doch erst ein langes Halbjahrtausend nach Ottos Tod in Memleben kam die Formel überall in Gebrauch, wo ein Herrscher unumschränkt über das Leben

und die Habe ihm Unterthaner gebot. Dann erst gewöhnte die Christenheit sich in den Anblick, in die Vorstellung eines Kaisers oder Königs, der laut künden läßt, er habe seine Krone, ohne Mitwirkung irdisch Gezeugter, von Gott empfangen und sei für sein (durch kein Gesetz je gebundenes, durch keine Schranke begrenztes) Handeln nur dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde verantwortlich. Leicht konnte da geschehen, daß aus dem Wort der Demuth ein Wort des Hochmuthes wurde und in Fürstenhirne sich der stolze Wahn einnistete, mit dem Goldreif habe auch eine besondere Kraft, eine den Gekrönten vorbehaltene göttliche Weihe sich um ihre Schläfen geschmiegt und die Empfänger solcher Gnade seien über den gemeinen Haufen erhaben. Das Gefühl der Abhängigkeit von dem Walten eines im Unermessenen thronenden Geistes schrumpfte oft allzu schnell und wich dem Wonnebewußtsein, in einem großen oder kleinen Erdenwinkel, als ein von Gottes Gnade Auserwählter, des höchsten Weltwillens Vertreter, Verkünder zu sein. Paulus hatte einst an die Korinther geschrieben, nur durch die Gnade Gottes sei ihm, dem geringsten, unwürdigsten aller Apostel, beschieden gewesen, Gutes und Großes sogar zu vollbringen. Mancher König und Kaiser sprach: In mir wirkt, aus mir redet Gott, dessen Gnade mich krönte, und an Rechte und Sitten, an Wollen und Wünschen des Gehudels da unten knüpft mich drum keiner Pflicht fesselndes Band; da eine Euch unhörbare Stimme mir das Nothwendige, das Nützliche ins Ohr raunt, weiß ich allein, was morgen geschehen und wie meines Reiches Ordnung, um dafür geeignet zu werden, beschaffen sein muß.

Große Menschen galten der griechisch-römischen Mythologie oft als Göttersöhne (Alexander, Platon, Pythagoras); und aus der altjüdischen, in die Legende von der Jungfrauenempfängniß und weiter fortwirkenden Ueberlieferung wissen wir, wie gern in der Welt dieser Vorstellung der Menschenantheil an der Zeugung wichtiger Männer eingeschränkt und ihr Ursprung göttlicher Mitwirkung zugesprochen wurde. Isaak und Joseph, Samuel und Simson: der Ueberragende war das Kind greiser Eltern oder lange unfruchtbar geblie-

bener Mütter, war, wie Jesus, vielleicht gar der Sohn einer vom Manne nie berührten Jungfrau; und die Phantasie der Volkheit konnte träumen, die besondere Wesensart solcher Männer, die, nach dem Plan einer Vorsehung, ihrem Stamm Großes erwirken sollten, sei göttlicher, nicht menschlicher Zeugerkraft zu danken. Konnte sich mit dem Gedanken trösten: Weil ihn ein Gott schuf, wuchs er höher als wir armem Menschensamen Entsprossenen. Und da der König stets aller sterblichen Menschen größter scheinen mußte, war in allen Zeiten und Zonen das Mühen fühlbar, ihm im Glauben die Weihe göttlicher Abkunft zu sichern. »Wie dürfte er über uns herrschen und seiner Brust, seinem Hirn das Recht zur Vorschrift unserer Lebensordnung entnehmen, wenn er nicht aus anderem Stoff gefügt wäre als wir?« Die Könige von Hellas sahen in Zeus ihren Ahnherrn; Romulus, den ersten Römerkönig, hat, nach uralter Sage, Mars im Schoß der Vestalin Rea Silvia gezeugt; und im Germanenmythos ist Wotan der Stammvater der Heerkönige. War jungen Völkern, deren Fühlen noch dumpf, deren Denkvermögen noch schmal war, denn zuzumuthen, dem Rath kühler Vernunft zu folgen und aus freiem Willen sich dem Wink eines ihnen Gleichen zu beugen, weil er geeignet sei, ihren nationalen Wünschen die Erfüllung zu bescheren? Wo sie gehorchen sollten, mußten sie einen Hauch göttlichen Odems wittern; ihr König durfte nicht ein Mensch wie andere Menschen sein. Und diesem König, der oft als Eroberer ins Land gekommen war, konnte die Berufung auf das immer verhaßte Recht des Siegers nicht behagen; wenn er ohne hemmende Schranke herrschen, die Gesetze nach Belieben aufheben oder ändern, nach Bedürfniß oder Willkür über die Habe der Unterthanen verfügen und selbst von Gekränkten und Beraubten als in der Glorie Thronender angebetet sein wollte, brauchte er einen stärkeren Rechtsanspruch, der doch milder schien und die Gemüther nicht zum Zorn aufreizte. Deshalb war das dem Titel vorzusetzende Demuthwort »Von Gottes Gnade«, die vom ephesischen Konzil der Bischöfe angenommenen Formel, ihm willkommen. Die paßte noch in die Vorstellung der Zeit des Byzantinischen

Kodex, des dantischen Traumes von der Weltmonarchie und der Ubiquität des Kaiseradlers, des hemmunglos gläubigen Satzes: »Den König müßt Ihr als Einen denken, der in seines Herzens Schrein alle Rechte gespeichert hat.» Der Zustand genügte dem Bedürfniß; und war drum erträglich. Die Völker hatten in der vom Himmelsglanz umleuchteten Krone einen der Anbetung würdigen Gegenstand und die Könige konnten das Recht auf schrankenlose Gewalt aus dem übersinnlichen Ursprung ihres Herrscherberufes ableiten. Jahrhunderte gehen und kommen; und in willenlos frommer Demuth dulden in Ost und West die Völker den sanften oder harten Druck der Hand eines Imperator oder Basileus, Kaisers oder Königs von Gottes Gnaden. Noch im sechzehnten Jahrhundert der Christenzeit sagt William Barclay (in dem Traktat De regno et regali potestate adversus monarchomachos), die Monarchie sei das irdischem Blick sichtbare Abbild des göttlichen Regimentes: nur von Gott, der die Völker höchstens einmal als Werkzeug zum Thronbau benutze, habe der König seine Krone und sei darum, so lange er nicht wider Gottes Gebot handle, unantastbar und noch als ein Ungerechter, als der ärgste Tyrann dem Urtheil und der Rache des Volkes entrückt; denn ihm habe, als dem einzig von Gott zur Herrschaft Berufenen, das Volk sich mit all seinen Rechten und Sitten, seinem Besitz und seiner Kraft, mit Städten und Aeckern, Land und Wasser unterworfen und damit auf jede Möglichkeit verzichtet, die einmal hingegebenen Rechte und Gewalten zurückzufordern; als ein Teil oder Abglanz göttlicher Majestät sei die Gewalt des Königs weder an Recht noch Brauch, weder an Volkswünsche noch an den Rath Edler gebunden und jeder Versuch, sie zu fesseln oder ihrem Willen den Weg zu sperren, als frevle Auflehnung wider die göttliche Weltordnung anzusehen. Und der in Frankreich lebende und lehrende Schotte wurde bald von dem Italer Albericus Gentilis noch übertrumpft, der den König gegen den unwürdigen Verdacht, der Hüter des Gemeinwohles zu sein, verwahrt und ihm das Recht zuschreibt, jeder launischen Regung die unlösliche Fesselkraft des Gesetzes

zu geben. Freilich nur einem König, der auf der Erde keinen Herrn über sich anerkennt und auch in Sachen des Glaubens, ohne des Papstes oder gar eines anderen Kirchenfürsten zu achten, das entscheidende Wort spricht. »Ein König im wahrsten Sinne des Wortes ist nur, wer sich in keiner Angelegenheit, geistlichen oder weltlichen, auch nicht in der allergeringsten, dem Richterspruch eines Anderen unterordnet. Der König steht nur unter Gott und ward allein berufen, auch die älteste Gesetzestafel nach eigenem Ermessen auszulegen. Was dem König paßt, ist Gesetz. Er ist ein auf Erden wandelnder Gott und seine Macht reicht weiter als die in vorchristlicher Zeit dem Vater über das Kind, dem Herrn über den Sklaven anvertraute.« Ungefähr eben so denkt Hobbes, der in dem Buch »De cive« den Unterthanen verpflichtet, auch ungerechtem, vom Gesetz unzweideutig verbotenem Befehl der Obrigkeit blind und stumm zu gehorchen, dem König die Befugniß vorbehält, den Sinn der Heiligen Schrift zu deuten und die Glaubenssatzung vorzuschreiben, den Besitz des Bürgers von der Willkür des Herrschers begrenzen, mehren und mindern läßt und als ein Vorrecht der Königsmacht verkündet, im ganzen Umkreis ihres Waltens mit alle Unterthanen bindender Kraft die Normen der Sitte und Sittlichkeit zu bestimmen, im Bezirk der gleicher Rechtssatzung Gehorsamen Allen und Jedem Ehre und Schmach zu prägen.

Ungefähr wie die Lehre Barclays und der Stuartvertheidiger Gentilis und Salmasius klang diese Rede. Nur glomm in Thomas Hobbes kein Fünkchen mystischen Glaubens. Der Mann, der das Wort vom Krieg Aller gegen Alle sprach und die Behauptung, der Zweck könne jedes Mittel heiligen, nicht scheute, war den Römern näher als dem Galiläer und benutzte die Religion nur als Werkzeug zur Festigung der Staatsallgewalt. Mit Macchiavelli, dem beredtesten Anwalt des Absolutismus, hätte er sich verständigt, auch mit dem Doktor Luther, der rieth, wider Vernunft und Wissen, wenns die Obrigkeit befehle, zu glauben, die Addition von Fünf und Zwei ergebe Acht. Nicht so leicht mit Bossuet; dieser Bischof von Meaux wäre ihm allzu christlich und daneben allzu kri-

tisch gewesen. »Der Königsthron ist der Thron Gottes, nicht eines Menschen. Als Diener Gottes, von dem alle Macht kommt, handelt der König: deshalb ist seine Person, als eines Statthalters Gottes, heilig; ist sie vom höchsten Herrn selbst gesalbt und auserwählt, hienieden den Willen der göttlichen Majestät zu vollstrecken. Der Friede jedes Gemeinwesens ist bedroht und das Staatsgefüge in Lebensgefahr, wenn das Volk sich das Recht zuspricht, aus irgendeinem Grunde sich in Empörung gegen den König zu wenden. Denn in dem König lebt der ganze Staat.« (Tout l'État est en lui: das Wort steht in der Schrift »Politique tirée des propres paroles de l'Écriture Sainte«. Daß Ludwig der Vierzehnte nie gesagt hat: »L'État, c'est moi«, scheint heute fast gewiß; daß ers nicht im April 1655, als gehorsamer Schüler Mazarins, der damals noch »der Staat« war, gesagt haben könne, hat schon Fournier erwiesen. Doch hätte der Satz nur mit der Deutlichkeit eines Entschüchterten ausgedrückt, was jeder Absolutist empfinden mußte. Und unter den Reden Napoleons fand ich eine, in der, noch 1813, der Kaiser zu den in die Gesetzgeberversammlung Abgeordneten spricht: »Wer mich angreift, greift den Leib der Nation an. Was ist ein Thron? Ein mit Sammet überzogenes Holzgestell. In der Sprache der Politik bin ich der Thron. Nur ich bin der Vertreter des Volkes. Ich bin der Staat.«) Solche Sätze Bossuets hätten dem englischen Materialisten, der den »Leviathan« schuf, nicht gefallen; doch auch das Rügerecht und den Einspruch ins Monarchenamt hätte er dem genialisch eifernden Kronprinzenerzieher nicht eingeräumt. Der sah, beinahe noch aus dem Auge eines Augustinus oder Tertullian, die unter dem Wink und unter der Hut des dreieinigen Gottes stehende Majestät des allerchristlichsten Königs; und schrieb dennoch: »Etwas vom Wesen der Gottheit lebt in dem König und flößt den Völkern Furcht ein. Aber vergeßt nicht, Ihr Götter aus Fleisch und Blut, aus Staub und Schmutz, daß Ihr eines Tages sterben werdet wie andere Menschen! Nur für eine kurze Zeitspanne trennt die Größe die Glieder des Menschheitkörpers; das Allen gewisse Ende stellt die Gleichheit wieder her. Weil den Königen alle Gewalt von oben kommt, schulden sie Gott Rechenschaft und dürfen die Ge-

walt, die er ihnen gab, nicht nach willkürlicher Laune anwenden. Zitternd müssen sie ihres Amtes walten und stets bedenken, wie grausig das Verbrechen wäre, wenn sie die vom Himmel stammende Macht zum Bösen gebrauchten. Ein König, der nicht nützt, nicht für das Wohl des Volkes sorgt, ist ein schlechter Diener des Herrn und wird eben so gestraft wie einer, der gewaltthätig im Lande haust. Wer von Gott die Macht hat, muß wie Gott herrschen: edel, uneigennützig, wohlthätig. Wie der König die Hand vom Blut Unschuldiger rein halten soll, so soll er auch die Zunge hüten, die nicht minder gefährliche Wunden schlägt als das Schwert. Was ist von einem König zu erwarten, der die Zunge nicht zügeln kann und dessen Rede unaufrichtig ist? Die Kunst der Rede soll dem König nicht ein versperrtes Gebiet sein. Doch darf er auch nicht zu viel reden. Ein Wäscher, heißts im Ekklesiastes, ist nicht besser denn eine Schlange, die unbeschworen sticht. Wer zu unrechter Zeit redet, wird nicht nur lästig, sondern schadet geradezu. Ein Narr, spricht der Prediger Salomo, macht viele Worte über Gewesenes und über Das, was nach ihm sein wird: und von Beidem weiß der Mensch doch nichts. Der König muß Herr seiner Zunge sein. Schweigen zu können, ist seine wichtigste Pflicht: denn ohne Wahrung des Geheimnisses frommt der nützlichste Entschluß nicht und ohne Schweigsamkeit ist keine Kraft. Wer viele Worte macht und keins davon hält, Der ist wie Wolken und Wind ohne Regen: so stehts unter den Sprüchen Salomos, des von David gezeugeten Königs; und ferner: Wer seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist wie eine offene, der Mauer beraubte Stadt. Durch unbedachte, verwegene Rede hat mancher König Unruhe gestiftet. Darum rief der weise Priesterkönig: Leget ein Schloß auf meine Lippen und stellet Wächter um meinen Mund, auf daß meine Zunge mich nicht verderbe!« Der Erzieher, der so zu seinem Zögling, zum Dauphin von Frankreich zu sprechen wagt, ist weit von dem Glauben an die Allmacht und Allweisheit, Allgegenwart und Allwissenheit der Könige. Ist, all in seiner Frommheit, dem Bracton, der die Möglichkeit sah, der Statthalter Gottes könne sich in einen Satanspriester wandeln, näher als dem un-

gläubigen Thomas aus Malmesbury. Mit hartem Wort rügt er die Willkürherrschaft; und tritt für den Absolutismus als Kämpfer nur ein, weil dem Sohn des siebenzehnten Jahrhunderts die Völker noch gottmenschlicher Führung bedürftig, noch nicht reif für die Aufgabe scheinen, ihres Schicksals Ring mit starker, von Weisheit gelenkter Hand selbst zu schmieden.

Wie sie bald danach, auf der Angelninsel zuerst, dann im Frankenreich, reiften und, im stolzen Bewußtsein der Mündigkeit, aus schwüler Mystik in die kühle Klarheit der Vernunftatmosphäre langten, ist Völkern und Fürsten oft erzählt worden. Der asiatisch-egyptische Spuk zerflattert; und der Wirbelwind, der über den Aermelkanal ins Reich des Heiligen Louis weht, fegt des Dunstes letzte Schwaden in den Wolkenkehricht. Just in den Ländern, wo einfältiger Glaube einst der Hand des Königs die Kraft zur Heilung von jeglicher Siechthumsform zugetraut hat, richtet man nun die Könige, köpft die unter dem Auge der höchsten Himmelsmacht Gekrönten und schließt mit denen, die der erwachsene Volkswille leben läßt, Verträge, in denen die Rechte und Pflichten beider Kontrahenten genau abgegrenzt werden. Der Begriff der Monarchie bildet sich um; paßt sich neuer Nothwendigkeit an. Wer König heißen will, braucht nicht mehr, wie Saul in Israel, der an Körpermaß Längste, nicht, wie Herodots Aethiopierkönig, jedem Blick als der Kräftigste erkennbar, braucht auch nicht von der Weissagung einer Sibylle als Weltmonarch, Erlöser und Friedenbringer empfohlen zu sein. Gewissenhafte Haushalter und tüchtige Geschäftsführer werden gesucht. Ein Volk, das die Stuarts oder die Lilienlouis erlebt hat, wäre nicht von dem Bilde des Normannenherzogs zu blenden, der, als Sohn Roberts, des Teufels der Normandie, und einer Kürschnerstochter, im raschesten Ritt den Bogen zu spannen vermag, dessen Sehne der Griff eines britischen Edlen, auch eines mit beiden Beinen auf festem Grund stehenden, niemals noch vom Bügel zum Schaft herabzog. Kriegerkunst, dem Eroberer unentbehrlich, scheint an dem Erhalter, Verwalter des Staates kaum noch wichtig. Die heroische Zeit des Königsgedankens ist überlebt. Auch der Machtstreit mit der Kirche längst

schon entschieden. Seit der erste Papst Gelasius an Anastasios Dikoros, den Basileus von Byzanz, geschrieben hatte: „Weil am Tag des Jüngsten Gerichtes die Nachfolger Petri auch vom Wirken der Könige Rechenschaft zu geben haben, lebt in der Priestergewalt höhere Bedeutung, heiligere als in irgendeiner Königsmacht", war der Primat unter den Trägern geistlicher und weltlicher Gewalt streitig gewesen. Durchs ganze Mittelalter hin. Nun war die Saat der Reformatoren auch im Römerland aufgegangen. In dem Entschluß des zweiten Calixtus, von der Stunde des Wormser Konkordates an dem Kaiser das Recht zur Belehnung der Bischöfe mit Reichsgut und Kirchenregalien zu gewähren, hätte der kleinste Territorialherr jetzt nicht mehr ein ausreichendes Zugeständniß der Kurie gesehen. Am hellen Tag wenigstens öffnet sich dem von Rom her in den Bereich weltlichen Regimentes vordrängenden Einfluß fortan kein Schleußenthor. Der Priester, der dem Akt der Krönung die im Volksempfinden nachhallende Weihe giebt, ist noch willkommen. Doch mancher König betont schon laut, daß er die Krone nicht von einem Papst oder anderen Fremden empfangen, sondern „aus eigenem Recht" aufs Haupt gesetzt habe. Von Gottes Gnaden? Die alte Formel hatte so gute Dienste geleistet; wozu sie ohne Zwang opfern? Sie putzte den Titel des Kaisers, den der Pfalzgraf vor seines Gerichtes Schranke lud und dem in der Wahlkapitulation, für den Fall schuldvollen Fehles, die Absetzung angekündet worden war. Wie im Patrimonialstaat, dem ins Weite gedehnten Erbgut einer Familie, so hatte sie auch in der Lehensmonarchie gegolten, die auf Eide gegründet, durch Eidbruch zu lösen war. Der Kluge bewahrt Ehrwürdiges, bis ers fahren lassen muß. Auch der hinter das Goldgitter eines Vertrages gezwängte König mag sagen: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin.

Doch soll er, der Solches spricht, an den demüthigen Apostel Paulus denken, nicht an Karl Stuart und den Sonnenkönig. Woher nähme eine Europa, deren Antlitz von Zweifelssorge durchfurcht, von schlimmer Erfahrung verrunzelt ist, je noch Monarchen, wenn, nach dem Wort des Aristoteles, nur Einer, der, wie ein Gott die Menschheit, alle Mitlebenden

überragt, des Königstitels würdig wäre, nur, nach dem Prahlruf des Korsen, der erste Mann seines Jahrhunderts den Thron besteigen dürfte? Rückfälle in den Brauch der Wahlmonarchie fand der Europens Leib umkreisende Blick gestern ja höchstens noch auf den von Asiens Sonne gewärmten Flächen der Ostflanke. Dahin holte man aus Sigmaringen, Kopenhagen, Koburg einen Prinzen, aus Potsdam einen Offizier, aus Genf einen grauen Verschwörer: und kürte ihn zum Fürsten. (Weil er Halbgott und Heros schien? Nein: weil er nützliche Familienbeziehungen hatte oder im Wahlland Anhang zu werben wußte.) Der Westen weicht, wenn er nicht zur Republik abschwenkt, nicht von der Erbmonarchie, die alt und schon dadurch den Meisten heilig ist und zwar selbst den Untüchtigsten auf den Thron hebt, aber durch tausend Gefühlserinnerungen, durch die Gemeinschaft langen Erlebens, guten und schlimmen, geschirmt wird und für alle Zeit den Wettbewerb um die höchste Staatsstelle mit der Gefahr arger Wirrniß und ekler Massenvergiftung ausschließt. Das Ziel aller Kämpfe für Volksrecht und Verfassung war, den monarchischen Staaten einen Zustand zu sichern, der dem König jede Möglichkeit zu nützlichem Wirken läßt und ihm jede Möglichkeit nimmt, dem Lande zu schaden. Nun mag der vom Zufall der Geburt (oder des Todes) mit dem Erbrecht Beschenkte herrschen. Die Namen, oft nur die Namensziffern wechseln; der König, der zur Regirung berechtigte Sohn der Dynastie, kann niemals sterben. In der Frühe des neunzehnten Jahrhunderts schrieb Joseph de Maistre: „Ich bin es, der die Könige einsetzt: also stehet geschrieben. Und diese (nicht etwa als Redensart oder Rhetorenbild eines Predigers zu nehmende) einfache und leicht faßliche Wahrheit gilt auch für die Gebiete der Politik. Gott setzt die Könige ein; er pflanzt die königlichen Geschlechter, läßt sie in einem Gewölk, das ihren Ursprung verhüllt, reifen und erst hervortreten, wenn Ruhm und Ehre sie krönt. Der Mensch kann wohl da als Werkzeug nutzbar werden, wo einem souverainen Fürsten die Macht genommen, wo diese geraubte Macht einem schon zuvor Gefürsteten übertragen wird, niemals aber souveraines Fürstenrecht verleihen.

Noch sahen wir keine Dynastie, deren plebejischer Ursprung sich nachweisen ließ; der Tag, an dem dieser Nachweis gelingen könnte, begönne einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte.“ Als Sardiniens Vertreter am Hof des Zaren schrieb der fromme Bruder des Zimmerreisenden Xavier diese Sätze. Das Buch, das sie ans Licht bringen sollte („Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines“), erschien erst 1810 in Petersburg: fast sechs Jahre nach der Krönung des korsischen Plebejers, dessen Geschwister sich bald auf den Thronen großer und kleiner Reiche räkelten. Dämmerte der Monarchie nun der letzte Morgen? Sie lebte noch; sah gar nicht schwindsüchtig aus. Nur Laetitiens Brut wohnte nicht lange im Kronrecht. Kühler als der späte Verkünder des theokratischen Absolutismus hat der Wirthschafthistoriker Wilhelm Roscher die Entwickelungmöglichkeiten beurtheilt, da er schrieb, nur eine in den Tagen kindhafter Volkseinfalt gegründete Erbmonarchie könne dauern; denn ohne Herzenshang, ohne ein religiöser Andacht ähnliches Massengefühl, wie es nur auf niedriger Kulturstufe keime, sei die willige, völlige Hingebung an ein Fürstenhaus und dessen schwache oder verächtliche Sprossen undenkbar. Das Haus Bonaparte zerfiel. Napoleon? Das Genie herrscht wirklich aus eigenem Recht. Und der Mann, der als Reiter, „ruhig auf einem wilden Roß“, gemalt sein wollte, vor einer Büste Alexanders des Großen aufbrüllte, der Makedone sei kleiner als er gewesen, und eben so laut bestritt, daß sein Sohn ihn, das Geschöpf der Zeit, ersetzen könne, sprach in Mailand dennoch, als er die Eisenkrone Karls des Großen auf den Schädel gestülpt hatte: „Weh Dem, der danach greift! Gott gab sie mir.“ Der Gott, der Carolum auserwählt hatte.

Deutschen Fürsten hatte Fritz von Preußen, ehe es noch zu Grenzregulirung und Konstitution kam, den Imperatorenwahn auszutreiben versucht. „Der König muß sich an die Stelle des armen Mannes setzen und sich fragen, was er, unter solchen Lebensbedingungen, vom Monarchen wünschen würde. Wenn der König seine Pflicht erfüllen will, darf er nie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie der

Geringste der ihm Unterthanen, und als Erster Diener des Staates so redlich, klug und uneigennützig zu handeln hat, als müsse er in der nächsten Stunde den Mitbürgern von seiner Verwaltung Rechenschaft geben." Das war einmal Preußenstil. Auf den Sohn des gekrönten Korporals folgt ein dicker Lüdrian und Wundersucher, dann ein unköniglich kleinmüthiger Herr, den York und Schill, Stein, Scharnhorst, Gneisenau zur befreienden, rettenden That zwingen wußten. Friedrich Wilhelm der Vierte: „Keiner Macht der Erde soll je gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln. Von Gott allein habe ich meine Krone und nur ihm bin ich von jeder Stunde meiner Regirung Rechenschaft schuldig." Sieben Jahre später, im Zorn über die widerspänstigen Unterthanen: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen." Acht Monate danach: „Höret die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene! Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen." Der König von Gottes Gnaden muß unter die Urkunde des „konstitutionellen Verhältnisses" seinen Namen setzen; vor den Leichen der Rebellen den Hut ziehen; wird zur Zielscheibe giftigen Pöbelspottes. Das Ministerium ist zu feierlicher Anerkennung der Revolution gezwungen, „als einer, deren ruhmvoller und eigenthümlicher Charakter darin besteht, daß sie, ohne Umsturz aller staatlichen Verhältnisse, die konstitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht die Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest." (Hansemann.) In der Preußischen Nationalversammlung sagt Lothar Bucher: „Das ganze Gebäude des Absolutismus, so sorgfältig gezimmert, so voll künstlicher Dunkelheit, anscheinend so unerschütterlich gegründet, es ist vor dem Frühlingshauch einer Märznacht über den Hau-

fen gefallen.“ Wird die Frage erörtert, ob man die ephe⸗sische Formel erhalten oder abschaffen solle, und auf die Aenderung des Titularrechtssatzes schließlich nur verzichtet, weil (wie ein Minister zu bedenken empfiehlt) dem Chris⸗tenglauben Jeder, der Geringste selbst, von Gottes Gnaden sei. Das war die Antwort auf die Reden, die der Abge⸗ordnete Otto von Bismarck⸗Schönhausen im Ersten Ver⸗einigten Landtag gehalten hatte. „Die preußischen Mo⸗narchen waren nicht von Volkes, sondern von Gottes Gna⸗den im Besitz einer faktisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Theil dem Volk verliehen haben: ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist. Für mich sind die Worte ‚von Gottes Gnaden‘, welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die Fürsten das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen.“ Der so sprach, ließ sich durch Revolution und Konstitution nicht im Glau⸗ben wandeln. Im März 1849 ruft er: „Es ist ein weit ver⸗breitetes Vorurtheil, daß ein konstitutioneller König kein König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Mein⸗ung: er ist es gerade recht!“ Und sagt im Herbst des⸗selben Jahres: „Die preußische Krone darf sich nicht in die machtlose Stellung der englischen drängen lassen, die mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes erscheint, während ich in der unseren dessen tragenden Mittelpfeiler erkenne.“ Er hat den Satz noch bereut; hat noch gesehen, daß Victoria die fette Frauenhand über das Erden⸗rund reckte und in ihrem Weltreich Alles in Allem war. Nicht verantwortlich und dennoch ungemein mächtig: nicht, wie in heidnischer Zeit mancher Skandinavenkönig, in Staats⸗noth den zornigen Göttern als willkommenes Opfer be⸗stimmt, sondern, wie (nach Diodors Bericht) alte Egypter⸗herrscher, als Quell alles Guten gepriesen und von der Schuld an allen Uebeln, die sicher nur von gewissenlosen oder dummen Räthen bewirkt waren, vor dem Richtstuhl der Volksgemeinde entbürdet. Auch von der Kuppel aus, merkte er, läßt sich ein Haus leiten; und hätte weder dem

Elferausschuß der Konservativen Partei, der dem König von Gottes Gnaden größere Zurückhaltung empfahl, noch Herrn von Heydebrand widersprochen, der 1908, am Tag Luthers und Schillers, im Reichshause sagte: „Man muß ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe von Sorgen, von Bedenken, von Unmuth handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat, angesammelt auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich bisher noch Niemand gezweifelt hat." Der in Friedrichsruh Vereinsamte, dem der Schoßrock des Deichhauptmannes nicht mehr paßte, hätte die Warnung dick unterstrichen; nicht zaudernd bedacht, ob Bossuet, dem schon ehrfurchtsloses Gemurr Todsünde schien, so laute Rüge eines Herrscherwandels billigen könnte; und der Frage nach der heute noch erhoffbaren Lebensdauer der alten Formel „Von Gottes Gnaden" vielleicht die Antwort gefunden. „Die hält wohl noch eine Weile, wenn sie nur an den höchsten Hoffeiertagen, wie Krone und Purpur, Szepter und Schwert, den in den Dom oder Weißen Saal Zugelassenen gezeigt wird, und bricht erst unter der Hand, die darauf pocht."

Wilhelms Jugendgeschichte, des Kaisers, ist die Geschichte seines Verhältnisses zu dem Inbegriff eines Königthumes von Gottes Gnaden und seines Verhältnisses zu Otto Bismarck, dem Diener, dem Kanzler, des legitimen Herrn zum beamteten Genius. Dieses Zwillingverhältniß ist der Jugend Wilhelms des Zweiten zum Schicksal geworden.

Achtzehn Jahre lang sah es, in der Zeit, die man die ugendepoche Wilhelms des Zweiten nennen durfte, aus, als wolle die deutsche Menschheit Dantes Traum von dem Universalmonarchen, spät und auf ihre besondere Weise, noch einmal träumen. „Der Kaiser will durchaus allein regiren", sprach Bismarck zum Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe. Dieses Ziel ward erreicht. Wer über deutsche Politik spricht oder schreibt, muß, wenn er nicht heucheln will, den Kaiser nennen. Nur auf ihn blickt das Ausland; das einem Minister des Zaren, einem chinesischen Provinzherrscher mehr Willensfreiheit zutraut als einem deutschen Kanz-

ler. Von Wilhelms Lippe fällt jede Entscheidung, jede Antwort sogar auf Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit, der Kultur und Kunst. Ist dieser Zustand für das Reich und den Kaiser ersprießlich? Wilhelm, der Erbe reichen Vermächtnisses, hat ihn gewollt. Nicht Wilhelm der Erste. Der nannte, in einem Brief an den Kanzler, die Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald „den Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt." Und als Bismarck fünfundzwanzig Jahre preußischer Staatsminister war, bekam er von dem „ewig dankbaren König und Freund" einen Brief (den vorletzten), dessen zweiter Absatz lautete: „Ein leuchtendes Bild von wahrer Vaterlandliebe, unermüdlicher Thätigkeit, oft mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit, waren Sie unermüdlich, die oft sich aufthürmenden Schwierigkeiten im Frieden und im Kriege fest ins Auge zu fassen und zu guten Zielen zu führen, die Preußen an Ehre und Ruhm zu einer Stellung führten in der Weltgeschichte, wie man sie nie geahnt hatte; solche Leistungen sind wohl gemacht, um den fünfundzwanzigsten Jahrestag mit Dank gegen Gott zu begehen, daß Er Sie mir zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszuführen. Und diesen Dank lege ich nun erneut an Ihr Herz, wie ich Dieses so oft aussprechen und bethätigen konnte." So dachte, in so kindlichen Lauten sprach der treue Mann, der auf des Enkels Befehl jetzt von willenlos, taub und blind Gehorsamen Wilhelm der Große genannt wird.

„Cave: adsum!" Das steht auf einer Photographie, die der fünfundzwanzigjährige Prinz Wilhelm von Preußen dem neunundsechzigjährigen Fürsten Bismarck zum Geburtstag schenkte. „Nimm Dich in Acht: ich bin Dir nah!" Lächelnd zeigte der Kanzler das Bild. „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist? Diese Jugend glaubt sich fürchterlicher, als sie ist. Aber ich denke, wie Mephisto: Es gibt zuletzt doch noch 'e Wein." Im Dezember 1887 empfahl er dem neunzigjährigen Kaiser, dessen Sohn von den deutschen Aerzten aufgegeben war, den Prinzen Wilhelm allmählich in die Staatsgeschäfte einführen zu lassen. Das war nicht leicht zu erreichen. Der Kaiser

schwieg eine Weile; und sagte dann (in dem letzten Brief, den er seinem Kanzler schrieb) am Tag vor der Weihnacht: „Im Prinzip bin ich ganz einverstanden, daß Dies geschehe; aber die Ausführung ist eine sehr schwierige. Sie werden ja wissen, daß die an sich sehr natürliche Bestimmung, die ich auf ihren Rath traf, daß mein Enkel W. in meiner Behinderung die laufenden Erlasse des Civil- und Militärkabinets unterschreiben werde unter der Ueberschrift ‚Auf Allerhöchsten Befehl', daß diese Bestimmung den Kronprinzen sehr irritirt hat, als denke man in Berlin bereits an seinen Ersatz! Bei ruhigerer Ueberlegung wird sich mein Sohn wohl beruhigt haben. Schwieriger würde diese Ueberlegung sein, wenn er erfährt, daß seinem Sohn nun noch größere Einsicht in die Staatsgeschäfte gestattet wird und selbst ein Civil-Adjutant gegeben wird, wie ich seiner Zeit meine Vortragenden Räthe bezeichnete... Ich schlage Ihnen daher vor, daß die bisherige Art der Beschäftigung-Erlernung der Behandlung der Staats-Orientirung beibehalten wird. Das heißt: einzelnen Staatsministerien zugetheilt werde und vielleicht auf zwei ausgedehnt werde, wie in diesem Winter, wo mein Enkel freiwillig den Besuch des Auswärtigen Amts ferner zu gestatten neben dem Finanzministerium, welche Freiwilligkeit dann von Neujahr ganz fortfallen könnte, und vielleicht das Ministerium des Inneren, wobei meinem Enke zu gestatten wäre, in (unleserlich) Fällen sich im Auswärtigen Amt zu orientiren. Diese Fortsetzung des jetzigen Verfahrens kann meinen Sohn weniger irritiren, obgleich Sie Sich erinnern werden, daß er auch gegen dieses Verfahren scharf opponirt. Ich bitte Sie also um Ihre Ansicht in dieser Materie." Hand und Hirn sind müde. Auch hier, wo es sich um einen Akt der Familienpolitik handelte und der Chef des Hauses frei verfügen konnte, begnügte der alte Herr sich mit einem Vorschlag und bat um eine Ansicht. Bismarck konnte nicht widersprechen. Der Brief des Kaisers war noch nicht sechs Monate alt: da war sein Enkel Deutscher Kaiser und König von Preußen. Wer würde ihn nun in die Staatsgeschäfte einführen? Der Kanzler natürlich. Den hat der Prinz ja stets höher ge-

schätzt als irgendeinen Ungekrönten im Reich. Prinz Wilhelm, schreibt Chlodwig, „ist ein etwas jugendlich rücksichtloser junger Mann, vor dem seine Mutter sich fürchtet und der auch mit seinem Vater Konflikte hat.“ So ists geblieben; und die Eltern klagten dem Kanzler ihr Leid. Wenns in den neunundneunzig Tagen Differenzen gab, stand Kronprinz Wilhelm immer auf Bismarcks Seite. Der allein war ihm Autorität. Dem schien er ergeben, wie je ein dankbarer Schüler dem Meister. Schien? Allen? In einem Winkel keimte schon andere Hoffnung. Der alte Kaiser lebte noch, als General von Heuduck, ein Anhänger Waldersees, zu Chlodwig sagte: „es seien Anzeichen dafür vorhanden, daß der Prinz, wenn er Kaiser werde, sich doch nicht auf die Dauer mit Bismarck werde vertragen können.“ Doch dieses Grüppchen irrt gewiß. Am ersten April 1888 ist Kronprinz Wilhelm des Kanzlers Tischgast und spricht also: „Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando liegt schwer verwundet darnieder. In diesem kritischen Augenblick wenden sechsundvierzig Millionen treue deutsche Herzen sich in Beängstigung und Hoffnung der Fahne und ihrem Träger zu, von dem Alles erwartet wird. Der Träger dieser Fahne ist unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler. Möge er uns führen! Wir wollen ihm folgen. Möge er lange leben!“ Auf Bismarcks Wunsch wurde der Wortlaut der Rede für die offiziöse Veröffentlichung geändert („weil es mir doch nicht passend schien, mich auf Kosten des leidenden Kaisers, der gerade damals, in der battenbergischen Sache, die Tapferkeit eines Martyrers zeigte, feiern zu lassen“); aber sie war gehalten worden. Der Kronprinz hatte gesagt: Der große Kanzler führt und wir folgen ihm. Der Erbe des totkranken Kaisers.

Am vierten April überreicht Bismarck im charlottenburger Stadtschloß die Denkschrift, in der er sagt, er müsse seine Entlassung erbitten, wenn die Prinzessin Victoria von Preußen dem Fürsten Alexander von Battenberg verlobt werde. Der Kronprinz konferirt fast täglich mit dem Kanzler

(dem, nach der Geburtstagsrede, Kaiser Friedrich in einem heftigen Brief den Sohn unfreundlich geschildert hat). Am zehnten April kommts in Charlottenburg zum Waffenstillstand; die Kaiserin verständigt sich mit dem Kanzler über Krontresorfragen und andere Besitzrechtsansprüche und ist „enchantirt" von ihm. Inzwischen hat, unter dem Eindruck des antibritischen Preßfeldzuges, der Botschafter Malet an die Königin Victoria von England geschrieben, der deutsche Groll gegen britische Ingerenz werde wachsen, wenn Ihre Majestät sich merkbar für das Heirathprojekt der Tochter einsetze. Am vierundzwanzigsten April kommt sie; und empfängt am nächsten Tag den Kanzler. Erklärt sich für ihn und gegen die Kaiserin. Die Heirath ist politisch gefährlich; und die Tochter dürfe sich, als Frau des Deutschen Kaisers, nicht nur vom Heimathgefühl der Britin stimmen lassen. Sehr vernünftig und energisch. Sie versöhnt (unter Mitwirkung Friedrichs von Baden) den Kronprinzen endlich auch wieder seiner Mutter. Am fünfzehnten Juni stirbt Friedrich. Und der Mann, der dem großen Kanzler als dem Führer folgen will, ist Deutscher Kaiser.

Am letzten Julitag besucht der aus Rußland, Schweden, Dänemark fröhlich heimkehrende Wilhelm den Kanzler und bleibt über Nacht in Friedrichsruh. „Damals", sagte der Fürst später, „war der Herr von fast genanter Rücksicht. Daß ich ihn abends bis Elf erwartet hatte, fand er viel zu viel. Und morgens war ich noch beim Waschen, halb nackt, als er vor mir stand, mich bat, nicht etwa seinetwegen mich in Uniform zu werfen, und mir in den Hausrock half. Auch politisch mindestens noch die Stimmung des Bakkalaureus, der eigentlich von den Leuten über Dreißig nichts wissen mag, vor dem einen Exemplar aber gesteht: Der erste Greis, den ich vernünftig fand! Nur hats nicht lange vorgehalten". Wie lange? Dreizehn Tage nach dem Schlafzimmergespräch schrieb der Hofprediger Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein: „Man muß rings um das politische Centrum, das Kartell, Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Optimismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. Merkt der Kaiser,

daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschnaufen lassen; dann regire ich selbst.‘ Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch behutsam sein.“ Wir: nicht die hochkonservative Partei oder Fraktion, sondern das Häuflein, dessen Glieder aus sehr verschiedenen Gründen für Alfred Waldersee fechten. Der hatte schon damals das schlau sich ins Ohr schmeichelnde Wort gesprochen: „Eurer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte.“ Der war seit dem zehnten August 1888 Chef des Großen Generalstabes und hielt (nach Hammersteins Wort) „mit Moltke und Albedyll wie ein Rattenkönig zusammen.“ Kochte aber auf allen erreichbaren Feuern. Gatte der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburgers, also mit dem Vorrecht begnadet, die Kaiserin als Nichte seiner Frau ansprechen zu dürfen. Der Kaiser sieht ihn täglich, spazirt mit ihm durch den Thiergarten, will ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen. Die Triasformation Waldersee-Stoecker-Hammerstein braucht nur noch ein Bischen nachzuhelfen; „behutsam, ohne persönlich zu reizen.“ Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und die konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse, scheut, weil er sich für einen Krieg doch zu alt fühlt, die offene Auseinandersetzung mit Rußland und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um es mit jeder Koalition aufzunehmen. Ungefähr so las mans alle paar Tage. Wirkts auf den Kaiser? Gewiß. Er preist die sittliche und geistige Kraft des Hof-

predigers. Der Generalstabschef hat sein Ohr. Und der „Alte“ soll ja nur noch vier Monate „verschnaufen“. Der kluge (von Bismarck wohl nicht immer mit der nöthigen Vorsicht gebrauchte) Bleichröder stöhnt: „Wer steht dafür, daß die Herren nicht wieder das alte Spiel anfangen und dem Kaiser sagen: ‚Eigentlich bist Du doch nur eine Puppe; Bismarck regirt?‘ Das hat auf den alten Herrn keinen tiefen Eindruck gemacht; der junge wird empfindlicher sein.“ Noch aber ist die Wirkung nicht sichtbar. Der Kaiser wünscht die Veröffentlichung des Immediatberichtes über das Tagebuch des Kronprinzen Friedrich. Nimmt den Grafen Herbert mit auf die Reise nach Süddeutschland, Wien und Rom. Uebernachtet am neunundzwanzigsten Oktober wieder in Friedrichsruh. („Er ließ mich fast drei Stunden lang reden, so daß ich nachher furchtbar müde war, und zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite. Meine Frau konnte sein heiteres, natürliches, bescheidenes Wesen gar nicht genug rühmen.“) Und schreibt am letzten Dezembertag: „Lieber Fürst! Das Jahr, welches uns so schwere Heimsuchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor Allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken.“ Als dieser Brief ankam, war eben ein Jahr seit den Tagen vergangen, in denen Kaiser und Kanzler berathen hatten, wie man den Prinzen Wilhelm in die Staatsgeschäfte einführen könne. Bismarck wußte zwar schon, daß mit dem neuen Herrn nicht leicht zu arbeiten sein werde; hatte aber versprochen, sich auch schwerem Dienst nicht zu versagen. Dem Großvater und der Großmutter Wilhelms versprochen. (Noch Weihnachten 1888 schrieb Augusta an ihn: „Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt“.) Er würde seine Pflicht thun und der Jugend ihr Recht lassen. Und

glaubte, wie ein Ackerpferd einst in den Sielen, den Halftern des Dienstes sterben zu sollen.

... Ueber das Motiv, das den jungen Wilhelm zur Trennung trieb, hat fast jeder Zeuge anders ausgesagt. Großherzog Friedrich von Baden: „Die Ursache des Bruches ist eine Machtfrage. Alle anderen Meinungverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Anderes, waren nebensächlich. Der Hauptgrund war die Kabinetsordre vom Jahre 1852. Auch die Unterredung mit Windthorst hätte nicht zum Bruch geführt. Dazu kam das Mißtrauen des Kaisers in die auswärtige Politik des Fürsten. Der Kaiser hatte den Verdacht, daß Bismarck die Politik nach seinen, dem Kaiser unbekannten Plänen leiten und es dahin führen wolle, Oesterreich und den Dreibund aufzugeben und sich mit Rußland zu verständigen, während der Kaiser Dies nicht will und an der Alliance festhält". General von Heuduck: „Der Kaiser hat den Kommandirenden Generalen mitgetheilt, warum Bismarck weggegangen sei. Die Frage der Kabinetsordre und die maßlose Weise, in der er gegen den Kaiser aufgetreten sei, hätten es ihm unmöglich gemacht, länger mit dem Fürsten zusammenzugehen. Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen und dabei die Neutralität Deutschlands haben. Bismarck wolle Oesterreich im Stich lassen. Der Kaiser will mit Oesterreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich Krieg zu bekommen." Caprivi: „Bismarck hatte mit Rußland einen Vertrag gemacht, durch den wir Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel garantirten und Rußland sich verpflichtete, im Krieg mit Frankreich neutral zu bleiben. Diesen Vertrag habe ich nicht erneuert, weil das Bekanntwerden den Dreibund gesprengt haben würde." Fritz von Holstein: „Bismarcks Plan, Oesterreich im Stich zu lassen, hätte uns so verächtlich gemacht, daß wir isolirt und von Rußland abhängig geworden wären." Der Kaiser: „Bismarck wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem Reichstag wieder vorlegen, diesen, wenn ers nicht annehme, auflösen und dann, wenn es zu Aufständen komme, energisch einschreiten. Dem widersetzte ich mich. Wenn mein Großvater nach einer langen, ruhm-

reichen Regirung genöthigt worden wäre, gegen Aufständische vorzugehen, so hätte ihm Das Niemand übel genommen. Mir wird man vorwerfen, daß ich meine Regirung damit anfange, meine Unterthanen totzuschießen. Die Verbitterung wurde durch die Kabinetsordre von 1852 verschärft. Auch der Besuch Windhorsts beim Fürsten gab zu unliebsamen Erörterungen Anlaß, gab aber nicht den Ausschlag. Es war eine hanebüchene Zeit und es handelte sich darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle. In der auswärtigen Politik ging Bismarck seinen eigenen Weg und hat mir Vieles vorenthalten, was er that. Ich habe neulich Herrfurth, der allen Ministerialsitzungen beigewohnt hat, gefragt, ob ich in der ganzen Zeit Etwas gethan habe, was Bismarck verletzen konnte, und ihm Anlaß gab, gegen mich aufzutreten. Darauf hat Herrfurth gesagt, alle Minister seien im Gegentheil erstaunt gewesen, mit welcher Langmuth und Geduld ich die Grobheiten Bismarcks ertragen habe."

Die Art, wie der alte, von den Sozialdemokraten Tag vor Tag beschimpfte Bismarck die soziale Bewegung auffaßte und eindämmen wollte, habe ich immer bekämpft; und trotzdem ichs mit dem Hut in der Hand that, hat dieser Kampf doch für ein ganzes Jahr den mir liebsten Verkehr unterbrochen (dessen Wiederaufnahme dann ein gütiger Wunsch des Fürsten ermöglichte). Wer Bismarck Reden, namentlich die aus den achtziger Jahren, gelesen hat, kann nicht glauben, daß diesem Mann sozialpolitisches Verständniß fehlte; oft genug ist ihm von den Manchesterleuten Neigung in Sozialismus und Kommunismus vorgeworfen worden. Daß auch der Aermste ein Wahlrecht hat und daß Deutschland auf dem Weg zum Arbeiterschutz „in der Welt vornan" war, ist sein Verdienst; nur seins. Aber er war 1815 geboren, hat moderne Großindustrie nie gesehen und ohne die Helferkraft der Intuition nirgends Großes vermocht. Die Raschheit seiner Auffassung und Assoziation war schwächeren Hirnen stets unbegreiflich; was er aber nicht nah gesehen hatte, blieb ihm innerlich immer fremd. (Beispiele: England, die Kolonien, die asiatischen Völker, Großindustrie.) Er wollte eine starke Staatsgewalt, brauchte sie und war mit der Sorge für die

Sicherheit und die Zukunft seines Reiches zu schwer belastet, um sich an Theorien, Utopien, ungewisse Experimente verlieren zu können. Mit Lassalle konnte er sich vielleicht verständigen; nicht mit Marx noch mit dessen Epigonen. Nie hätte er geglaubt (er hat das Thema auf manchem Spazirgang mit mir erörtert), daß die Sozialdemokratie nicht auf den Tag laure, wo sie Revolution machen, den Staat entwaffnen und dem Ausland so zum Spott und zur Beute hinwerfen könne. Wozu sonst der ganze Apparat? Ein Millionenheer und ein Kriegsschatz, für den vom Dürftigsten Tribut geheischt wird? Auch sagens die Leute ja selbst. Sollen wir etwa warten, bis sie sich stark genug fühlen? Je länger wirs mitmachen, desto mehr Blut kostet es nachher. Wir sind als Großmacht neu in Europa, haben die schwierigste Stellung und dürfen uns nicht der Gefahr einer Revolution und folgenden Anarchie aussetzen. Auch unsere junge Industrie nicht so mit kostspieligen Pflichten bepacken, daß sie unfähig zu erfolgreichem Wettbewerb wird. Das waren seine Leitsätze. Ein tragisches Verhängniß wollte, daß der Schöpfer des Reiches gegen ein Phantom focht, ein Gestirn nicht in reinem Glanz schauen lernte. Doch soll man die Tragik dieses Deutschenschicksals nicht ins Kriminalhafte verzerren. Nicht thun, als habe in Berlin, Friedrichsruh, Varzin ein blutgieriges Scheusal nach der Möglichkeit gelechzt, „auf das Volk schießen zu lassen". Bismarck wollte „schießen lassen", wenn nur die ultima regis ratio noch die Ordnung sichern konnte. Was der Kaiser dagegen sagt, ist unhaltbar. Ob in solcher Schicksalsstunde der Regent jung oder alt, an Ruhm reich oder arm ist, ob seinem Handeln Beifall oder Zischen folgt, ist gleichgiltig; er hat, ohne an sein Applausbedürfniß zu denken, dem Befehl staatlicher Pflicht und des königlichen Gewissens zu gehorchen. Auch Wilhelms Beispiel ist falsch gewählt. Sein Großvater war nur als junger Mann „genöthigt, gegen Aufständische vorzugehen"; war, ehe er auf den Thron stieg, der „Kartätschenprinz" und in Baden, von der preußischen Demokratie sogar lauter verflucht als Murawiew und Trepow in Rußland. Für die Beurtheilung des Zwistes vom Jahre

1890 sind psychologische Erwägungen überhaupt wichtiger als theoretisch-politische; warens auch für Bismarck. Hatte der Kaiser denn etwa die Wetterzeichen der Zeit klarer erkannt als der Kanzler? Er sprach: Nächstens werden die Sozialdemokraten die Bürger plündern; mir ists gleichgiltig; ich lasse Schießscharten ins Schloß machen, sehe zu, wie geplündert wird, und warte, bis die Bürger mich um Hilfe anflehen. Wilhelm wollte also auch „schießen lassen", nur etwas später; und hielt die Sozialdemokraten für Straßenräuber. Warum widersprach er dem Kanzler? Dem wars freilich nicht „gleichgiltig", ob geplündert werde. Der wollte so lange nicht warten. Glaubte, allen Ständen und Klassen staatlichen Schutz zu schulden. Und hat später gesagt: „Ueber Sozialistengesetz und Erlasse ließ sich reden. Aber ich kannte diese Jugend doch genug, um zu wissen, daß die Lokomotive des Sonderzuges nicht lange auf diesem Strang bleiben werde. Und dann? Sobald die unvermeidliche Enttäuschung kam, gings in anderer Richtung vorwärts, mußte plötzlich in allen Kesseln Feuer gemacht werden, um das Versäumte nachzuholen. Auf diese Art Politik zu treiben, habe ich aber nicht gelernt. Um Massenbewunderung habe ich nie gebuhlt. Wie bedenklich es ist, die Bourgeoisie vor den Kopf zu stoßen, haben wir in den Konfliktsjahren erlebt. Der junge Herr war ohne alle Erfahrung und bekam von byzantinischen Dilettanten täglich tonics, die sein Selbstbewußtsein stärken sollten und auch wirklich stärkten. Da einfach meine Ueberzeugung abzustreifen wie ein vertragenes Hemd: Das konnte mir nicht einfallen; auch nicht um den Preis von Gnade und Amt. Was da, unmittelbar vor den Wahlen, unternommen werden sollte, war caesarische Politik, meinetwegen auch louisnapoleonische; dafür war ich nicht zu haben." Recht oder Unrecht: er ließ sich nicht von Popularitätsucht leiten, nicht von der Gier, sein Amt zu behalten, noch von der rechnung persönlichen Vortheils. Litt er, litten seine Einkünfte, wenn den Arbeitern der Großindustrie mehr Lohn und mehr Muße bewilligt wurde? Er that, was Pflicht und Ueberzeugung gebot. Setzte seinen Namen nur unter Ur-

kunden, deren Inhalt er billigen konnte. Trotzte der Ungnade, um sich nicht als einen feigen Wicht verachten zu müssen. Das sollte selbst der erbitterte Gegner anerkennen.

Windthorsts Besuch. Am vierzehnten März 1890 hatte der Führer der Centrumspartei durch den Mund Gersons von Bleichröder eine Unterredung erbeten, die Bismarck noch für den selben Tag zusagte. Daß ein Vermittler (und just dieser) gesucht worden war, fiel ihm auf; er empfing ja jeden Abgeordneten, der die Geschäfte mit ihm besprechen wollte. Zu solchem Zweck brauchte Boettichers blinder Freund und Bankier sich nicht erst auf die Beine zu machen. Das Gespräch brachte kein politisch brauchbares Resultat; was der Katholik wünschte (status quo ante 1870), konnte der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von der Möglichkeit seines Rücktrittes. Windthorst rieth ihm drängend, im Amt zu bleiben; müsse oder wolle er aber durchaus gehen, so sei als für die Nachfolge geeignetster Mann der General von Caprivi zu empfehlen. Dem Kaiser muß dieser Besuch sofort gemeldet worden sein. Von wem? Von einem intimen Feind jedenfalls, der noch in letzter Stunde Caprivis Kandidatur als eine von Bismarck unterstützte diskreditiren wollte. Daß Windthorst sich wissentlich zu der Intrigue hergegeben habe, hat der Fürst nie geglaubt. Seit Hatzfeldt (Sardanapaul) fort war, standen Boetticher und Holstein dem alten Bankier am Nächsten. Erweislich wahr ist, daß Herr von Boetticher gehofft hat, in Gemeinschaft mit Herbert die Reichsgeschäfte führen zu können. Nicht erweislich, daß er den Besuch Bleichröders bei Hof rapportiert hat; nur Indizien zeugen dafür.

Am Fünfzehnten kommt der Kaiser sehr früh in Herberts Wohnung und läßt den Kanzler rufen. Der hat abends ziemlich lange gearbeitet, hat einen anstrengenden Tag, Eröffnung der internationalen Arbeiterschutz-Konferenz (mit Fremdenbesuchen, Zuhörerpflicht und ähnlichem onus), vor sich und liegt noch im Bett. Sein lever war in den letzten Jahren stets langwierig; sollte nach ärztlicher Anordnung so sein. Da wurde gewogen und gemessen, Gewicht und Umfang festgestellt; da gab es Leibesübungen und umständliche

Waschungen; Schweninger wurde hereingebeten, kontrolirte die Organe und ihre Funktionen und übte gern die Pflicht des Nachtstuhlinspektors. Nervöse Menschen sind morgens meist geneigt, mit allen Igelstacheln ihre Vision gegen die lästige, allzu helle Außenwelt zu schützen. Und Dieser war fünfundsiebenzig Jahre alt und hatte harten Dienst hinter sich. Hastig nun also aus dem Bett an den Waschtisch, in die Kleider, zum Kaiser; ohne die kleinen Hilfen, mit denen der Arzt ihm sonst den Uebergang in die Alltagsgleise erleichterte. „Disappointed, no reckoning made, but sent to my account whit all my imperfections on my head": so, mit den Worten des Dänenkönigs, hat er, der seinen Shakespeare immer präsent hatte, lächelnd mir diese Morgenstimmung geschildert. Wilhelm ersuchte ihn in gereiztem Ton, künftig nicht ohne sein Vorwissen mit Parteiführern zu verhandeln. „Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, in meinen Räumen einflußreiche Parlamentarier zu informatorischer Besprechung zu empfangen, und werde mich an eine Kontrole meines Verkehrs schwerlich noch gewöhnen." „Auch nicht, wenn ihr Herr es Ihnen befiehlt?" „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau." Ueber spitze Worte springt das Gespräch auf die Kabinetsorder von 1852; Befehl, sie sofort außer Kraft zu setzen. Der Ministerpräsident soll also nicht mehr die Rechte haben, die Manteuffel 1852 für unentbehrlich hielt; der Kanzler nicht die Befugnis, den Verkehr mit Reichstagsmitgliedern nach seinem Ermessen zu regeln. Das war das Ergebniß des Zwiegespräches, das Bismarck in seinem Entlassungsgesuch als den „ehrfurchtvollen Vortrag vom Fünfzehnten dieses Monats" erwähnt. Daß der Kaiser hier im Unrecht war, würde er heute wohl selbst zugeben. Er konnte den Fürsten so ungnädig entlassen wie sein Ahn einst den Reichsfreiherrn vom Stein; aber er durfte ihn nicht einer Lappalie wegen (Das war Windthorsts Besuch) wie einen Lohndiener behandeln, der die Bratensauce aufs Tischtuch verschüttet hat. Keinen Staatsminister und Kanzler, noch gar diesen, der für das Haus Hohenzollern Einiges geleistet, die Krone Karls ihm erstritten hatte. Was müßte

geschehen sein, ehe der alte Wilhelm sich entschlossen hätte, den Kanzler aus dem Bett holen zu lassen und zornig zu verhören! Der Enkel hats gethan. Sich als den Herrn gefühlt.

Das Verhältniß zu Rußland und zu Oesterreich. Der Vertrag, den Bismarck 1890 mit Rußland schließen wollte, ist nicht veröffentlicht worden; wer die einzelnen Bestimmungen aufzählte, konnte der Gefährdung von Reichsinteressen verdächtigt werden. (Bismarck selbst hat die Frage erwogen, ob er ihn, in extenso und sachgemäß kommentirt, in den dritten Band seiner Erinnerungen aufnehmen solle.) Handelte sichs um die Verlängerung des Assekuranzvertrages oder waren neue Abmachungen vorgesehen? Offiziell wissen wir nichts darüber. Bis zum zwanzigsten März 1890 kannten im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes nur vier Personen den Entwurf: der Fürst und Herbert, der Unterstaatssekretär Graf Berchem und der Botschafter von Schweinitz. Selbst Herr von Holstein (Herbert hats oft betont) war, weil er in russischen Angelegenheiten als voreingenommen galt, den Verhandlungen nicht zugezogen worden; wußte, als fleißigster Arbeiter und klügster Kopf der Politischen Abtheilung, aber wohl, was vereinbart war, und durfte auch das Geheimste lesen.

Rußland, sagte der Kaiser den Generalen, will Bulgarien militärisch besetzen und verlangt dazu unsere Neutralität. Hats ihm Waldersee berichtet? Wars Gewißheit oder Vermuthung? Wilhelm war fest überzeugt, Boulanger werde Kaiser werden, prophezeite Alexander dem Dritten, den er träg fand, das Ende Ludwigs des Sechzehnten und nannte den Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch „einen gescheiten Menschen, der ein ganz anderes System befolgen werde“; hat also recht menschlich geirrt. Daß Deutschland das russische Recht auf den „vorwiegenden Einfluß in Bulgarien“ anerkenne und keine Macht, die dieses Recht bestreite, unterstützen werde, brauchte den Russen kein Vertrag vom Jahr 1890 zu verbürgen. Das wußten sie mindestens seit dem elften Januar 1887; seit Bismarck im Reichstage gesagt hatte: „Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regirt und was aus Bulgarien überhaupt wird.

Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren." Und schon elf Jahre zuvor hatte er gesagt, die ganzen Orienthändel seien uns nicht die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth. Hier hat das lange Sündenregister also das erste Loch. Die Russen brauchten 1890 nicht zu erhandeln, was ihnen seit Jahren gesichert, was von einem Lebensinteresse des Deutschen Reiches geboten war. Weiter. Wer wollte damals Bulgarien besetzen? Vielleicht Ignatiews Slawische Wohlthätigkeitgesellschaft; sicherlich weder Alexander noch Giers. Möglich, daß sie sich an den Dardanellen festsetzen wollten; dann könnte Oesterreich warten, bis England dagegen Front macht. Aus Schweinitzens Bericht vom vierzehnten Dezember 1889 wußte Bismarck, daß Rußland, wegen der Mängel des Transportwesens und der Bewaffnung, vor 1895 keinen irgendwie beträchtlichen Krieg wagen konnte. Er zweifelte nicht, daß Ferdinand sich halten und mit Petersburg verständigen werde; denn „ein Koburger frißt sich überall durch". Wußte aber auch, daß Rußland, gerade weil es mit dem Gewehr und mit den strategisch wichtigsten Bahnen rückständig war, fürchtete, in dieser Zeit halber Ohnmacht von Oesterreich angegriffen zu werden; und machte sich zum Bürgen gegen die Ausführung solcher Angriffsabsicht. Die Russen sollten sicher sein, daß Oesterreich bei einem Angriff (den, ohne die unklügste Provokation, kein englisches Kabinet mitmachen würde) isolirt wäre; aber auch nie vergessen, daß sie als Angreifer Deutschland an Oesterreichs Seite fänden. Diese Friedenssicherung war Bismarcks Ziel.

Nicht das einzige, das die Mühe des Weges belohnen konnte. Seine Gegner (unter ihnen sein Kaiser) warfen ihm „Schwankungen" vor. Aus dem Grab hat er geantwortet: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt." Seit 1870 bestand die Gefahr eines (schon vom ersten Nikolai für den Fall deutscher Einigung vorausgesagten) franko-russischen Bündnisses.

Der mußte ausgebogen werden. Mit Frankreich allein würden wir fertig; mit Beiden? Deshalb mag Frankreich in Afrika nehmen, was es erlangen kann: Tunis, Marokko, noch mehr; dann ists für etliche Menschenalter beschäftigt und starrt nicht immer auf das Vogesenloch. Deshalb mag Rußland sich durch Stillung seines Balkanhungers schwächen (der Bissen Konstantinopel ist noch Keinem je gut bekommen); darf nur das österreichische Lebenscentrum nicht antasten: sonst müssen wir eingreifen. Bismarck hat den Russen weder einen Gebietszuwachs verheißen noch ein Neutralitätversprechen gegeben, das nicht längst durch das deutsche Interesse geboten und publici juris geworden war; und dennoch erreicht, daß von Petersburg die schriftliche Versicherung kam: Für den Fall eines französischen Angriffes seid Ihr unserer wohlwollenden Neutralität gewiß. Von wo konnte der Sturm nun noch kommen? Russischer Angriff: wir haben Oesterreich; das gegen Schwächung von der russischen Seite her wiederum bei uns assekurirt ist. Frankreich ist allein und kann sich in neuen Kolonien an Englands Mittelmeerflanke reiben. Als dem Genie des Vaters, dem Fleiß des Sohnes diese Frucht endlich gereift war, wurden sie weggeschickt und treulose Diener gescholten.

Was der Kaiser damals wollte, lehrte, außer Privatbriefen, die Waterloorede vom einundzwanzigsten März 1890 (die Moltke verschwiegen wünschte); lehrt Alles, was zwischen dem Besuch in Spala und dem Abschluß des Sansibarvertrages geschah; lehrt in Bismarcks Entlassungsgesuch der Satz, er könne nicht ausführen, was der Kaiser auf dem Gebiet internationaler Politik angeordnet habe; „ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.“ Wirkung: Rußland wird mißtrauisch und sucht neue Freundschaft. Frankorussisches Bündniß (Caprivi jauchzt). Verständigung mit Italien (Rudini) und Oesterreich-Ungarn (Goluchowski). Frankreich ist endlich also wieder bündnißfähig; lockt mit moskowitischer Hilfe Italien aus dem Dreibundreigen (Bü-

low lächelt: Extratour!); wird als mohammedanische Macht geärgert und verlobt sich in heißer Altersliebe den Briten (Bülow jauchzt). Italien brüstet sich im Concern der Westmächte (Tschirschky jauchzt). Und England denkt an die Jamesondepesche, die Flotte, die Bagdadbahn. Dann, nach argen Enttäuschungen, wurde der Rückweg in eine Verständigung der drei Kaiserreiche gesucht; wurde dem Ziel zugestrebt, das Bismarck auf engem Pfad erreicht hatte.

Caprivi ließ sich am ersten Tag seiner Kanzlerschaft den Entwurf des Geheimvertrages, dem die russische Unterschrift gesichert war, vorlegen, trug ihn ins Schloß und kam mit der Entscheidung zurück: Wird abgelehnt! Schuwalow nannte ihn drum un trop honnête homme; in der plumpen deutschen Sprache wärs so höflich nicht auszudrücken. Mit Bismarck, der ihn artig an seinen Familientisch gezogen und sich zu jeder politischen Auskunft bereit erklärt hatte, hat er keine Silbe über den Vertrag gesprochen; nur mit ihm Untergebenen, die einem neuen Herrn nicht gern unerwünschte Antworten geben. Vielleicht hätte erst der Autor den Sinn seines Werkes richtig erklärt. Hugo Grotius liest anders als Schulknaben. Der Vertrag, den Caprivi so komplizirt fand, war im Grunde ziemlich einfach. Er sagte den Russen laut: Wir müssen den Oesterreichern helfen, wenn Ihr über sie herfallt, helfen ihnen aber nicht, wenn sie Euch angreifen; dafür sind wir bei französischem Angriff Eurer Neutralität sicher. Er konnte den Oesterreichern sagen: Daß wir aggressivem Balkanehrgeiz nicht deutsches Blut opfern wollen, wißt Ihr längst; greift also die Russen gefälligst nur an, wenn Ihr Euch allein dazu stark genug fühlt oder auf andere Hilfe rechnen könnt; wollen sie Euch ans Leben, dann sind wir zur Stelle; auch für Euch tritt der casus foederis nach unserem Vertrag ja erst ein, wenn wir angegriffen werden, nicht, wenn wir angreifen; unsere Konten stimmen also. Beide Verträge sollten und konnten jedes der drei Kaiserreiche vor der ihm nächsten und drum gefährlichsten Koalition schützen: Rußland vor der deutsch-österreichischen, Oesterreich vor der russisch-deutschen, Deutschland vor der russisch-österreichischen und vor der franko-

russischen. Und der Ersinner dieser Rückversicherungen konnte sich, bei seiner Erfahrung, seiner Monarchen- und Personalkenntniß, obendrein sagen: Rußland greift Oesterreich, Oesterreich Rußland nicht an, Beider Furcht sieht nur Gespenster spuken und die uns widrigsten Fälle bleiben auf dem Papier; wir heimsen ohne nennenswerthen Aufwand also großen Ertrag ein. Dem Mann, der Solches ersonnen und dem Mißtrauen Alexanders abgerungen hatte, hätten manche Völker Altäre gebaut, manche einen Thron gezimmert. In Deutschland wurde er weggejagt und geächtet. Warum? Wilhelm wollte gegen Rußland die Grenze waffnen, Oesterreich warnen, den Besuch, den er, wider des Kanzlers Wunsch, am dreizehnten Oktober 1889 dem Zaren angeboten hatte, absagen. Warum? Weil veraltete und einseitige Konsularberichte meldeten, was einer persönlichen Verstimmung entsprach (und was Waldersees Ehrgeiz gern hörte). Der Protest gegen dieses Vorhaben war Bismarcks letzte Kanzlerthat. Alexander hat weder gegen Oesterreich noch gegen Deutschland Krieg geführt. Wilhelm hat den Besuch in Spala nicht abgesagt. Hat er Oesterreich gewarnt? Vielleicht in dem Brief, den Graf Wedel in die Hofburg brachte. Doch in Wien wußte man, daß eine kriegerische Balkanaktion damals nicht im Plan des Gossudars lag, und wurde deshalb nicht nervös. Auch nicht, als man (ziemlich früh) erfuhr, was Wilhelm im Schloß über des Kanzlers Treulosigkeit den Kommandirenden Generalen gesagt habe. Daß in dem Schicksalsmärz die internationale Politik des Deutschen Reiches einen neuen Pivot wählte, spüren wir heute noch. Und haben in frostiger Einsamkeit Grund, dem Wort Bismarcks (aus dem Kapitel über die russische Politik) nachzudenken; „Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Rathgeber; wenn Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit

weniger schwierig war als heute.“ Hätten Alle, die es anging, im Jahr 1898 diese Worte mit wachem Sinn gelesen, dann stünden wir jetzt nicht, wo wir stehen. Die Legende, nach der „Versöhnung“ habe Bismarck je wider hoffen, hellen Auges in die nahe Zukunft des Reiches blicken gelernt, je die neue Regirungmode gelobt, ist wohlmeinender Trug. Den wollte er nicht. Weder an Feiertagen sich lebend als Nationalgötzen umtanzen lassen noch gar eine schöne Leiche werden. „Nur den Leuten nicht Sand in die Augen streuen“: war seine stete Warnung. Jedem, ders hören mochte, sagte er, daß er zwar stiller („Das Alter setzt mir mehr zu als alle meine Feinde“), doch der Sorge nicht ledig geworden sei. Er sicherte sich die letzte Ruhe; geräuschloses, prunklos privates Begräbniß. Und starb unversöhnt.

Sein Schatten ist zu versöhnen. Nicht durch Harnisch und Goldpalasch; durch alle Ehrenqualitäten unseres kreisenden Balles niemals. Wann wird das Bismarckdrama historisch, weitet sichs aus täglich mit neuem Weh empfundener Wirklichkeit zum germanischen Mythos? Wenn der Irrthum, der es zu jäher Katastrophe trieb, getilgt ist. Wenn der alternde Kaiser der Deutschen, wie einst den treusten Mann, nun den trügerischsten Glauben verbannt; den: er könne allein regiren. Kein Gekrönter kanns heute noch. Jeder muß, auch einer von brillanter Naturanlage, glücklich sein, wenn er sich, ohne säumig der Pflicht zu fehlen, von der Verantwortlichkeit für die Riesenmaschine entbürden kann.

Vor zehn Jahren geschrieben. (Daß auf Seite 79 des vorigen Heftes das Bruchstück aus dem Brief „An den Kaiser“ dem Jahr 1898, nicht, wie dort steht, 1918, entstammt, hat wohl jeder Leser gemerkt.)

„Es giebt Leute, die sich nicht entblöden, zu behaupten, daß mein Vater Das, was er mit dem seligen Prinzen gemeinsam mit dem Schwert erkämpfte, wieder herausgeben wollte. Wir Alle haben ihn zu gut gekannt, als daß wir einer solchen Beschimpfung seines Andenkens nur einen Augenblick ruhig zusehen könnten. Er hatte den selben Gedanken als wir, daß nichts von den Errungenschaften der großen Zeit aufgegeben werden kann. Ich glaube, daß

wir sowohl im Dritten Armeecorps wie in der gesammten Armee wissen, daß darüber nur eine Stimme sein kann, daß wir lieber unsere 18 Armeecorps und 42 Millionen Einwohner auf der Walstatt liegen lassen, als daß wir einen einzigen Stein von Dem, was mein Vater und der Prinz Friedrich Karl errungen haben, abtreten." 1888.

„Zur Hebung und moralischen sowie religiösen Kräftigung und Entwickelung des Volkes brauche ich die Unterstützung der Edelsten desselben, meines Adels, und die sehe ich im Orden St. Johannis in stattlicher Zahl vereint." 1888.

„Während ich meine Gesundheit und alle Kräfte eingesetzt habe, um durch Anknüpfen von Freundschaftbanden den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlandes und damit auch der eigenen Hauptstadt zu sichern, haben die Tagesblätter meiner Haupt- und Residenzstadt die Angelegenheiten meiner Familie in einer Art und Weise an die Oeffentlichkeit gezogen und besprochen, wie sich ein Privatmann Das nie würde haben gefallen lassen. Ich bin dadurch nicht nur schmerzlich berührt, sondern auch mein Unwille ist dadurch erregt worden. Vor Allem bitte ich mir aus, daß das fortdauernde Citiren meines Herrn Vaters gegen meine Person endlich unterbleibt. Es verletzt mich als Sohn aufs Tiefste und ist unpassend im höchsten Grade. Ich gebe mich der Erwartung hin, daß, wenn ich Berlin zu meiner hauptsächlichen Residenz wähle (und mich als Berliner zieht es immer hierher), man davon absehen wird, intime Beziehungen meiner Familie zum Gegenstand der Erörterung in der Presse zu machen." 1888.

„Für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind. Merke ich daher, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen und zu ungesetzlichem Widerstand anreizen, so würde ich mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht (und die ist eine große) zur Anwendung bringen." 1889.

„Die große Ehre, welche mir von der Königin durch die Ernennung zum Admiral der englischen Flotte erwiesen worden ist, schätze ich sehr hoch. Ich freue mich sehr, der Be-

sichtigung der Flotte beigewohnt zu haben, welche ich als die schönste der Welt betrachte. Deutschland besitzt eine seinen Bedürfnissen entsprechende Armee; und wenn die britische Nation eine ihren Bedürfnissen entsprechende Flotte hat, so wird Dies von Europa im Allgemeinen als ein höchst wichtiger Faktor für die Aufrechterhaltung des Friedens betrachtet werden. Mein Herr Großvater hat die in der Bluttaufe geschlossene Freundschaft den Engländern bis an sein Lebensende bewahrt. ... Die britischen Truppen flößten mir die größte Bewunderung ein. Wenn jemals die Möglichkeit der Freiwilligen bezweifelt werden sollte, werde ich in der Lage sein, ihnen ein Zeugniß der Tüchtigkeit auszustellen. Bei Malplaquet und Waterloo ist preußisches und britisches Blut in einer gemeinsamen Sache vergossen worden." 1889.

„Ich habe von Jugend auf große Bewunderung für das mächtig aufstrebende Gemeinwesen der Vereinigten Staaten von Amerika gehabt; und das Studium Ihrer Geschichte in Frieden und Krieg hat für mich stets ein besonderes Interesse gehabt. Unter den vielen hervorragenden Eigenschaften, welche Ihre Landsleute besitzen, sind es vor Allem ihr Unternehmungsgeist, ihr Ordnungsinn und ihre Erfindungsgabe, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich lenken. Die Deutschen fühlen sich zu dem Volk der Vereinigten Staaten um so mehr hingezogen, als sie mit den Nordamerikanern eng verknüpft sind durch die vielen Verbindungen, welche die Stammverwandtschaft mit sich bringt. Die vorherrschende Empfindung der beiden Völker ist diejenige der Verwandtschaft und der bewährten Freundschaft; und die Zukunft wird die Herzlichkeit unserer Beziehungen nur verstärken können." 1889.

„Ich trinke auf das Wohl meines verehrten Freundes, Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, und auf die Dauer der zwischen unseren Häusern seit mehr als hundert Jahren bestehenden Freundschaft, welche ich als ein von meinen Vorfahren übernommenes Erbtheil zu pflegen entschlossen bin." 1889.

„Mein Hochseliger Großvater betrachtete seine Stellung als eine ihm von Gott gesetzte Aufgabe, der er sich mit

Daransetzung aller Kräfte bis zum letzten Augenblick widmete. So, wie er dachte, denke auch ich und sehe in dem mir überkommenen Volke und Lande ein von Gott mir anvertrautes Pfund, welches, wie schon in der Bibel steht, zu mehren meine Aufgabe ist und worüber ich dereinst Rechenschaft abzulegen haben werde. Ich gedenke, nach Kräften mit dem Pfunde so zu wirthschaften, daß ich noch manches andere hoffentlich werde dazu legen können. Diejenigen, welche mir dabei behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; Diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich.“ 1890.

„Jetzt haben wir die Insel Helgoland erworben durch Vertrag aus dem freien Willen der Regirung und der gesetzgebenden Faktoren eines stammverwandten Landes. Es liegt mir daher am Herzen, ein Glas der hohen Frau zu widmen, der wir es zu verdanken haben, daß die Insel wieder deutsch ist. Mit weitschauendem Blick, mit hoher Weisheit regirt die Königin ihr Land und sie legt Werth darauf, mit mir und meinem Volke in Freundschaft zu leben. Sie schätzt deutsche Offiziere, deutsche Töne in Melodien. Hoch lebe die Königin von England!“ 1890.

„Die sämmtlichen sogenannten Hungerkandidaten, namentlich die Herren Journalisten, Das sind vielfach verkommene Gymnasiasten. Das ist eine Gefahr für uns. Dieses Uebermaß, das jetzt schon zu viel ist, gleichsam ein Rieselfeld, das nicht mehr aufnehmen kann, muß beseitigt werden. Ich werde daher kein Gymnasium mehr genehmigen, das nicht absolut seine Existenzberechtigung und Nothwendigkeit nachweisen kann. Wir haben schon genug.“ 1890.

„Bisher hat der Weg, wenn ich so sagen soll, von den Thermopylen über Cannae nach Roßbach und Vionville geführt; ich führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach zurück nach Mantinea und nach den Thermopylen. Ich glaube, Das ist der richtige Weg und den müssen wir mit unserer Jugend wandeln.“ 1891.

„Ich meine, einen gewissen Stillstand wahrnehmen zu können, ein gewisses Zagen und ein gewisses Zaudern. Ich

meine, zu sehen, daß es den Herren nicht leicht wird, den Weg zu erkennen, den ich beschreite und den ich mir vorgezeichnet habe, um Sie und uns Alle zu meinem Ziel und zum Heil des Ganzen zu führen. Wenn wir Schritte thun und arbeiten wollen zum Heil des Ganzen, so müssen wir dieses auch immer im Auge haben. Ich weiß sehr wohl, daß es in der Jetztzeit versucht wird, die Gemüther zu ängstigen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land; gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er die Gemüther meines Volkes und die mir ergebenen Männer zu verwirren; eines Ozeans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für Jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren. Es mag meinem Herzen wohl weh thun, zu sehen, wie verkannt die Ziele sind, die ich verfolge; aber ich hege das Vertrauen, daß alle Diejenigen, die monarchisch gesonnen sind, die es gut mit mir meinen, und daß vor allen Dingen die brandenburgischen Männer nicht einen Augenblick wankend geworden sind und nie gezweifelt haben an Dem, was ich that. Nun, Brandenburger! Ihr Markgraf spricht zu Ihnen: Folgen Sie ihm durch Dick und Dünn auf allen den Wegen, die er Sie führen wird! Sie können versichert sein, es ist zum Heil und zur Größe unseres Vaterlandes." 1891.

„Es ist meine feste Ueberzeugung, daß jeder junge Mann, der in ein Corps eintritt, durch den Geist, welcher in demselben herrscht, und mit diesem Geist seine wahre Richtung fürs Leben erhält. Denn es ist die beste Erziehung, die ein junger Mann für sein späteres Leben bekommt. Und wer über die deutschen Corps spottet, Der kennt ihre wahre Tendenz nicht." 1891.

„In diesem reizenden Lande habe ich mich stets zu Hause gefühlt als Enkel einer Königin, deren Name stets in Erinnerung bleiben wird als ein edler Charakter und als eine Dame, die groß ist in der Weisheit ihrer Rathschläge und deren Regirung England dauernde Segnungen verliehen hat. Ueberdies läuft das selbe Blut in den eng-

lischen und deutschen Adern. Dem Beispiele meines Großvaters und unvergeßlichen Vaters folgend, werde ich stets, so weit es in meiner Macht steht, die historische Freundschaft zwischen diesen unseren beiden Nationen bewahren, welche man so oft neben einander gesehen zum Schutze der Freiheit und Gerechtigkeit.“ 1891.

„Rekruten! Ihr habt jetzt vor dem geweihten Diener Gottes und angesichts dieses Altars mir Treue geschworen. Ihr seid noch zu jung, um die wahre Bedeutung des eben Gesprochenen zu verstehen; aber befleißigt Euch zunächst, daß Ihr die gegebenen Vorschriften und Lehren immer befolgt. Ihr habt mir Treue geschworen. Das, Kinder meiner Garde, heißt: Ihr seid jetzt meine Soldaten, Ihr habt Euch mir mit Leib und Seele ergeben; es giebt für Euch nur einen Feind, und der ist mein Feind. Bei den jetzigen sozialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß ich Euch befehle, Eure eigenen Verwandten, Brüder, ja, Eltern niederzuschießen, was ja Gott verhüten möge, aber auch dann müßt Ihr meine Befehle ohne Murren befolgen.“ 1891.

„Es ist ja leider jetzt Sitte geworden, an Allem, was seitens der Regirung geschieht, herumzumäkeln. Unter den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe gestört und ihre Freude am Dasein und am Leben und Gedeihen unseres gesammten großen deutschen Vaterlandes vergällt. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung entsteht schließlich der Gedanke bei manchen Leuten, als sei unser Land das unglücklichste und schlechtest regirte in der Welt und sei es eine Qual, in demselben zu leben. Daß Dem nicht so ist, wissen wir Alle selbstverständlich besser. Doch wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler lieber den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schüttelten und sich unseren elenden und jammervollen Zuständen auf das Schleunigste entzögen? Ihnen wäre ja dann geholfen; und uns thäten sie einen großen Gefallen damit. Brandenburger, zu Großem sind wir noch bestimmt und herrlichen Tagen führe ich Euch noch entgegen. Lassen Sie sich nur durch keine Nörgeleien und mißvergnügliches Parteigerede Ihren Blick in die Zukunft

verdunkeln oder Ihre Freude an der Mitarbeit verkürzen. Mit Schlagwörtern allein ist es nicht gethan und den ewigen mißvergnüglichen Anspielungen über den neuen Kurs und seine Männer erwidere ich ruhig und bestimmt: ‚Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert'." 1892.

„Sollte es sich einmal ereignen, daß die englische und die deutsche Marine Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen Feind zu kämpfen haben, dann wird die berühmte Parole: ‚England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thue', welche der größte Seeheld Englands vor der Schlacht von Trafalgar ausgegeben hat, ein Echo in dem patriotischen Herzen der deutschen Marine finden." 1893.

„Metz und mein Armeecorps ist ein Eckpfeiler in der militärischen Macht Deutschlands, dazu bestimmt, den Frieden Deutschlands, ja, ganz Europas, dessen Erhaltung mein fester Wille ist, zu schützen. Wenn ich mein Hauptquartier nach Urville verlegt habe, so kann ich als lothringischer Grundbesitzer nicht anders, da mich meine Lothringer dort haben wollten. Ich sehe aus den Ovationen, aus der Festesstimmung der Bevölkerung von Metz sowohl wie auch der Landbevölkerung die Bestätigung, daß Lothringen sich wohl im Reiche fühlt. Mit Genugthuung ersehe ich, daß Lothringen das Verständniß für des Reiches Größe und für seine Stellung in dem Reiche gewonnen hat ... Ich schätze Straßburg als eine der besten deutschen Städte und bin überzeugt, daß auch die Straßburger in der Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche sich wohl fühlen. Ich habe Das so recht das letzte Mal empfunden, als ich ganz unerwartet hierhergekommen war. Als ich da vom Polygon zurückritt und die Straßen in der kurzen Zeit so schön geschmückt fand und den herzlichen Jubel des Empfanges hörte, da habe ich mich aufrichtig gefreut." 1893.

„Ihr habt die Ehre, zu meiner Garde zu gehören und in und um meinen Wohnort, meine Hauptstadt zu stehen. Ihr seid berufen, mich in erster Linie vor dem äußeren und inneren Feind zu schützen. Seid treu und vergeßt nicht, das Eure Ehre die meinige ist." 1893.

„Nach dem mir soeben geleisteten Eide begrüße ich

Euch als meine Soldaten. Wenn Ihr gute Soldaten sein wollt, so müßt Ihr auch gute Christen sein und Religion im Herzen haben. Als Soldaten meiner Garde ist Euch ein besonderes Ehrenkleid gegeben worden. Vergesset nicht, daß Ihr den Rock Eures Königs tragt. Haltet den Rock in Ehren und bedenkt, daß Ihr den Vorzug genießt, den Dienst unter meinen Augen zu thun, und daß Ihr mit Eurem Eintritt in das Heer etwas Vornehmes geworden seid. Gedenket der Standbilder der Könige und Führer, die auf Euch herniederschauen, denket an Euren Eid: dann werdet Ihr gute Soldaten sein. Vergeßt nie, daß Ihr berufen seid zu Vertheidigern unseres Vaterlandes, daß Ihr verpflichtet seid, Ordnung und Religion im Land zu schützen. Nun geht hin, thut Euern Dienst, der auf meinen Befehl Euch gelehrt wird. Ihr tragt des Kaisers Rock, Ihr seid dadurch dèn anderen Menschen vorgezogen. Ihr nehmt eine besondere Stelle ein und nehmt Pflichten auf Euch." 1894.

„Blicken wir zurück auf die Jahre 1866 und 70, so können wir sagen: Dat is Willem!" 1894.

„Ihr seid hierhergekommen, um den Eid der Treue zu leisten. Es war eine alte Sitte unserer Vorfahren und galt als heilige Pflicht, den Eid treu zu erfüllen. So wie ich als Kaiser und Herrscher mein ganzes Thun und Trachten für das Vaterland hingebe, so habt Ihr die Verpflichtung, Euer ganzes Leben für mich hinzugeben." 1895.

„In die hohe, große Festesfreude schlägt ein Ton hinein, der wahrlich nicht dazu gehört; eine Rotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen, wagt es, das deutsche Volk zu schmähen, wagt es, die uns geheiligte Person des allverehrten verewigten Kaisers in den Staub zu ziehen. Möge das gesammte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! Geschieht es nicht, nun, dann rufe ich Sie, den Staatsrath, um der hochverrätherischen Schaar zu wehren, um einen Kampf zu führen, der uns befreit von solchen Elementen." 1895.

„Der große Kaiser trat hervor als ein ausgewähltes Rüstzeug des Herrn, als das er sich betrachtete. Er hat ein Kleinod wieder emporgehoben und ihm zu hellen Strahlen

verholfen, das wir hoch und heilig halten mögen: das Königthum von Gottes Gnaden mit seiner furchtbaren Verantwortung vor Gott allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann. Wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen worden. Ihm verdanken wir das Deutsche Reich. In seiner Nähe war, durch Gottes Fügung, so mancher brave, tüchtige Handlanger, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werkzeuge seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geist dieses erhabenen Kaisers." 1897.

„Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf. Ich bin nicht der Meinung, daß unser deutsches Volk vor dreißig Jahren unter der Führung seiner Fürsten gesiegt und geblutet hat, um sich bei großen auswärtigen Entscheidungen bei Seite schieben zu lassen. Geschähe Das, so wäre es ein für allemal mit der Weltmachtstellung des deutschen Volkes vorbei; und ich bin nicht gewillt, es dazu kommen zu lassen. Hierfür die geeigneten und, wenn es sein muß, auch die schärfsten Mittel rücksichtlos anzuwenden, ist meine Pflicht und mein schönstes Vorrecht." 1900.

„Noch ist die Bildhauerei zum größten Theil rein geblieben von den sogenannten modernen Richtungen und Strömungen, noch steht sie hoch und hehr da; erhalten Sie sie so und lassen Sie sich nicht durch der Menschen Urtheil und allerlei Witz der Lehre dazu verleiten, diese Grundsätze aufzugeben, auf denen sie aufgebaut ist! Eine Kunst, die sich über die von mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikarbeit, ist Gewerbe; und Das darf die Kunst nie werden. Mit dem viel gebrauchten Worte Freiheit und unter seiner Flagge verfällt man gar oft in die Grenzenlosigkeit, Schrankenlosigkeit und Selbstüberhebung. Wer sich aber von dem Gesetz der Schönheit, dem Gefühl der Aesthetik und Harmonie, die jedes Menschenbrust fühlt, ob er sie auch nicht ausdrücken kann, loslöst und in dem Gedanken einer besonderen

deren Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache erblickt, Der versündigt sich an den Urquellen der Kunst. Der rechte Künstler bedarf keiner Marktschreierei, keiner Presse, keiner Konnexion. Das Gefühl für Das, was häßlich oder schön ist, hat jeder Mensch, mag er noch so einfach sein, und dieses Gefühl weiter im Volke zu pflegen, dazu brauche ich Sie Alle. Und daß Sie in der Siegesallee ein Stück solcher Arbeit geleistet haben, dafür danke ich Ihnen ganz besonders. Das kann ich Ihnen, meine Herren, jetzt schon mittheilen, der Eindruck, den die Siegesallee auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender; überall macht sich bemerkbar ein ungeheurer Respekt für die deutsche Bildhauerei. Möge sie auf dieser Höhe stets stehen bleiben und mögen auch meinen Enkeln und Urenkeln, wenn sie mir dereinst erstehen werden, stets die gleichen Meister zur Seite stehen. Dann, bin ich überzeugt, wird unser Volk in der Lage sein, das Schöne zu lieben und die Ideale stets hochzuhalten." 1901.

„Der Chinese ist von Natur feig wie ein Hund, aber hinterlistig. Kommt Ihr an den Feind, so wird er geschlagen. Pardon wird nicht gegeben. Gefangene werden nicht gemacht. Wer Euch in die Hände fällt, sei Euch verfallen. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch Euch in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen." 1900.

„Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde verstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." 1898.

„Ich kann immer nur wiederholen, daß ich Englands Freund bin. Aber ich bin in meinem Land mit diesem Gefühl in der Minorität. Als die Regirungen von Rußland und Frankreich meinten, die Stunde sei gekommen, wo man England bis in den Staub erniedern könne, antwortete ich, Deutschland werde nie zu der Vorbereitung einer Niederlage Britaniens mitwirken, nie für eine Politik zu haben sein, die es in einen Konflikt mit einer Seemacht vom Rang

Englands zu bringen vermöchte. Wenn in dem Kampf um die Zukunft des Stillen Ozeans einst deutsche und britische Geschwader für die selbe Sache streiten, wird auch England sich der Thatsache freuen, daß Deutschland sich eine große Flotte geschaffen hat.“ 1908.

„Nach dem Vollbringen der vier Kriegsjahre hat das deutsche Volk den Anspruch, daß ihm kein Recht vorenthalten wird, das eine freie und glückliche Zukunft verbürgt.“ 1918.

Worte Wilhelms. Des in Europa nun letzten Kaisers.

„Weder Selbstherrschaft noch Scheinkonstitutionalismus ist fortan möglich. Nur: Selbstregirung des Volkes, das ohne Murren gearbeitet, gedarbt, gefochten, geblutet hat. Demokratie wird das dringlichste Fürstenbedürfniß. Der Kaiser wird entbürdet, wenn er sich aus der Pflicht löst, den Kanzler zu wählen, für Kriegserklärung und Friedensschluß die innere, letzte Verantwortung zu tragen, mehr zu sein oder zu scheinen als des Volkswillens in Würde thronender Vollstrecker. Entbürdet wird er, nicht in der Wirkenskraft gelähmt; von gefährlicher Last freier, nicht leichter an Eigengewicht. Die Verantwortung des Friedens, der werden muß, kann nur der Nacken der ganzen Nation ungebeugt tragen. Ehe er danach drängt, ehe ein Ausschuß den Umbau der Verfassung fordert, rufe des Kaisers noch freier Wille, in Einklang mit den zu Ewigem Bund ihm gesellten Fürsten, Reichstag und Bundesrath in die Pflichtgemeinschaft einer Constituante, die dem Reich verantwortliche Minister, der vom Volk erwählten Parlamentsmehrheit Regirungmacht, allen selbständig sich nährenden Deutschen beider Geschlechter das Recht zu Mitwirkung am Reichsgeschäft sichert, die alten Gesetze neuem Bedürfniß anpaßt und dadurch der Nation die Freiheit, den fürstlichen Häuptern ungefährdete Lebensdauer verbürgt. Schnell: ehe die Gunst der Stunde versäumt ist; die Zeiger stehen zwölf Minuten vor Zwölf.“ („Die Zukunft“; am fünften Mai 1917: „Der rothe Mond.“)

Der zwölfte Glockenschlag ist verklungen. Roth sinkt im Reichssüden die Sonne. Und an Alpenwände pocht Deutsch-Oesterreichs Ruf: „Haust Ihr, Brüder, in wohnlicher Freiheit? Dann treten wir ein.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Nobelpreis für Literatur

Romain Rolland

I

Johann Christof

Kinder- und Jugendjahre

II

Johann Christof in Paris

Mannesjahre

III

Johann Christof am Ziel

Die Jahre der Erfüllung

★

Mit diesen 3 Bänden ist das Werk vollständig.
Jeder Band kostet:
Geheftet *M* 9. —, gebunden *M* 11.—
dazu 25% Verlagszuschlag

★

Als Vorwort zum letzten Buch dieses Werkes schrieb Rolland, vor dem Kriege:

„Ich habe die Tragödie einer Generation geschrieben, die im Schwinden begriffen ist. Ich habe nichts von ihren Lastern und ihren Tugenden zu verheimlichen gesucht, nichts von der auf ihr lastenden Traurigkeit, ihrem wirren Hochmut, ihrem heldenhaften Bestreben im Ertragen des Leides, das eine übermenschliche Aufgabe ihnen erdrückend aufgebürdet hat, ein ganzes Stück Welt neuzuschaffen: eine Moral, eine Aesthetik, einen Glauben, eine neue Menschheit. — So sind wir gewesen.

Ihr Menschen von heute, ihr jungen Menschen, nun ist die Reihe an euch! Schreitet über unsere Leiber hinweg und tretet in die vorderste Reihe. Seid größer und glücklicher als wir. Ich selbst nehme Abschied von dem, was meine Seele war; ich werfe sie hinter mich wie eine leere Hülle. Das Leben ist eine Folge von Toden und Auferstehungen. Laß uns sterben, Christof, auf daß wir wiedergeboren werden.“

Literarische Anstalt Rütten & Loening / Frankfurt a. M.

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **4½% Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **4½% Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** können vom

4. November d. J. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Mit dem Umtausch der **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann erst später begonnen werden; eine besondere Bekanntmachung hierüber folgt alsdann.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

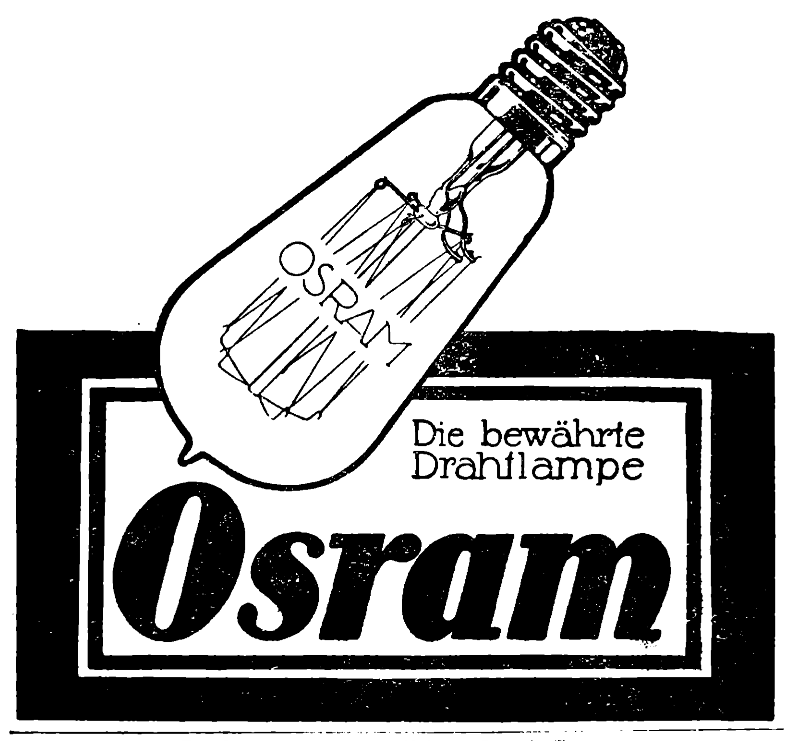
Berlin, im Oktober 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.


DIE LEIPZIGER MESSE
wird von allen weitblickenden Fabrikanten u. Kaufleuten besucht.
Frühjahrs-Mustermesse 1919 2.-8. März.
Anmeldung schon jetzt erbeten.
Jede gewünschte Auskunft über Besuch-Beteiligung-Vergünstigung usw. erteilt das
Meßamt für die Mustermessen in Leipzig.
Frühjahr 1914: 4213 Aussteller-Firmen 32000 Einkäufer
Frühjahr 1917: 2501 Aussteller-Firmen 27000 Einkäufer
Frühjahr 1918: 3681 Aussteller-Firmen 65000 Einkäufer
Herbst 1918: 5476 Aussteller-Firmen 83000 Einkäufer

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma **Julius Klinkhardt, Leipzig,** beigelegt, der auf ein Werk von Dr. K. Henning hinweist. Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf das interessante Buch aufmerksam zu machen, in dem die Kriegshetzereien der amerikanischen Schwerindustrie bloßgestellt werden.



Für Inserate verantwortlich: C. Jänsch, Tege..
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. 66.